

Zum Zeichenbegriff in Brandoms *Expressiver Vernunft**

Ulf Harendarski, Europa-Universität Flensburg

Summary. This is an article on Robert B. Brandom's philosophical and linguistic pragmatism as expressed in his *Making It Explicit* asking whether it can be connected to linguistic semiotics thus contributing to more general semiotics. For this reason the essay shall elaborate on Brandom's underlying but rather implicit communication model which – according to critics – consists of circular argumentation. The reproach of Brandom's critics is that language can not be learned without a preset of mental concepts missing in Brandom's inferentialism, which is merely based on proposition, assertion, reason and (non-mental) concept. Finally, this essay ends with the idea that a further step in theory is needed to analyse linguistic attributions of intentionality without attributing a propositional core at the same time.

Zusammenfassung. Der philosophisch-linguistische Pragmatismus der *Expressiven Vernunft*¹ Robert B. Brandoms wird skizziert, auf seine Anschlussfähigkeit zu semiotischen Fragestellungen untersucht und die offenkundige Möglichkeit geprüft, ihn als Beitrag zu einer allgemeinen Semiotik zu verstehen. Dafür wird das von Brandom gesetzte, aber nicht eigens festgelegte Kommunikationsmodell herausgearbeitet und schließlich der Ansatz mit einem Zirkelvorwurf konfrontiert. Denn Sprache lasse sich nicht – so die Kritik – ohne vorausgesetzte mentale Konzepte erlernen, auf die Brandoms auf Proposition, Behauptung, Urteil und Begriff gestützter Inferentialismus aber verzichte. Schließlich wird im letzten Abschnitt die Idee der Intentionalitätszuschreibung aufgenommen und so erweitert, dass das Modell auch sprachliche Attribuierungen von Intentionalität erlaubt, die keinen propositionalen Kern enthalten oder die keinen solchen artikulieren.

1. Einleitung

Viele Linguisten, so meint Wolfgang Teubert, „haben einen solchen Respekt vor der Frage nach der Bedeutung, dass sie ihr sorgsam aus dem Weg gehen“

(Teubert 2006: 289). Diese nicht zuletzt selbstironische Äußerung aus der Sprachwissenschaft leitet Überlegungen dazu ein, warum es methodologisch-arbeitsteilig durchaus sinnvoll sein kann, die Frage nach dem Geheimnis der Bedeutung zu meiden. Einem von vorneherein semiotischen Ansatz ist dieser Ausschluss allerdings nicht zuträglich, da er Zeichen als Ganzes berücksichtigt, so dass früher oder später auch die Bedeutungsseite beachtet werden wird. Eine ähnliche Konstellation zeichnet sich in Robert B. Brandoms Werk *Expressive Vernunft* [EV] für die darin entwickelte Variante des Pragmatismus ab, in der das Ziel verfolgt wird, Semantik aus Pragmatik zu erarbeiten und einen Weg vorzuschlagen, der früher oder später auch konkreten Analysen zugeführt werden kann, der aber auch viel Reflexion über die theoretische Position aktueller sprachanalytischer Verfahren nahelegt. Ohne dies ähnlich stark wie die Semiotik auf einen Zeichenbegriff zu gründen, gibt es doch einige Ähnlichkeiten zwischen den beiden Herangehensweisen. Allgemeine Semiotik jedenfalls ist nach wie vor begrifflich als hyperonymisch gegenüber Semantik zu verstehen, der Begriff des Zeichens markiert das Feld als Rahmen, zu dem im Sinne des Vorschlags von Charles W. Morris (1972) Syntaktik, Semantik und Pragmatik als jeweilige Korrelate subordiniert sind. Eine methodische Reduktion auf die formalen Aspekte von Grammatik oder die Oberfläche der Diagrammatik allein oder Pragmatik für sich ist nicht gewollt.

Was jedoch Bedeutung überhaupt ist, meint Teubert weiter, sei so klar nicht. Mentale Konzepte und deren „mentalesische“ Darstellung wie „CAUSE, PLACE“ und dergleichen schließt er als letztlich methodisch zirkuläre Gestalten jedenfalls aus, obwohl ihr analytischer Reiz darin besteht, sie als „universalistisch“ oder gar „ontologisch“ zu betrachten. Sie verweisen auf eine hinter dem Sprechen liegende, eigentliche, mentale Systematik, deren Primat das material-formale Sprechen als ihr bloß oberflächliches, formal weniger stringentes Derivat erscheinen lässt.² Wenn es an die Bedeutungsfrage geht, drängt sich also leicht die andere auf, ob nicht das Eigentliche der Bedeutung ein geistiges, am Ende doch im Intersubjektiven zu verortendes Phänomen ist, was in der Regel abgelehnt wird. Denn diese Art der Intersubjektivität des Mentalen hat die eigenartige Neigung, gar nicht intersubjektiv zugänglich zu sein. Als ähnliches Phänomen wird vielfach auch die aus ganz anderen theoretischen Zusammenhängen erwachsene Intentionalität betrachtet. Ihr wird häufig kein theoretischer Gewinn zugetraut, zu Erklärungszwecken solle sie schon gar nicht dienen. Sie wird nicht selten aus dem zu analysierenden Feld ausgeschlossen (Teubert 2006: 321). Überdies legt der Begriff der Intentionalität, wenn er nur erst von seiner normativen Seite abgelöst wird, sehr schnell die Möglichkeit des Mind-readings³ nahe, das semiotisch weder akzeptabel noch überzeugend ist. Intentionalität dennoch als einen geeigneten methodischen Baustein anzusehen, bedarf daher hinreichender Begründung. Solche Begründungen finden sich in EV, sie haben sehr viel mit gegenseitiger Zuschreibung von Intentionalität bei Interaktionspartnern zu tun und werden im Folgenden kurz umrissen.

Schließlich gibt es zur Beantwortung der Frage nach der Bedeutung noch Wege, das Denotat der Form des Zeichentypus anhand von Analysen des „materiellen“ Zeichenexemplars zu bestimmen und den nicht analysierbaren

individuellen Rest davon abzutrennen. Analytisch und methodisch der Bedeutung in der Breite beikommen zu wollen, wird dabei als Ziel eher aufgegeben. Teubert folgert aus ähnlichen Überlegungen, der sprachliche Inhalt solle besser dort aufgesucht werden, „wo er zwischen den Mitgliedern der Diskursgemeinschaft in der Tat ausgehandelt wird, nämlich in den Beiträgen, die in der Gesamtheit den Diskurs ausmachen“ (Teubert 2006: 323). Bedeutung sei anhand von Texten und Diskursen, kurzum: anhand von Korpora am besten zu untersuchen. Dieser Einschätzung schließt sich die folgende Darstellung zwar weitgehend an, allerdings liegt der Fokus nicht auf den Korpora von Texten und Diskursen, sondern auf der *A u s h a n d l u n g*. Materialität oder Oberfläche der Zeichen mit Blick auf Bestimmungen des Zeichentypus sind hierfür dann weit weniger interessant als Folgehandlungen auf Äußerungen hin, die als „Diskursausgangszüge [transitions]“ verstanden werden. Diese müssen nicht ihrerseits diskursiv oder insgesamt sprachlich sein, zumindest legt Brandom solche Überlegungen nahe.

Es ist, als hätte sich Robert B. Brandom bereits 1994 mit Erscheinen seines Werkes *Making it Explicit* [MIE] (dt. *Expressive Vernunft*) entschlossen, die Einwände Teuberts weitestgehend dialektisch aufhebend zu berücksichtigen und mit seinem Entwurf einer handlungstheoretisch fundierten Bedeutungsexplikation einen analytischen Zugang zu öffnen, der ebenfalls für richtig hält, dass Bedeutung ein soziales und kommunikatives Phänomen ist. Daraus entsteht ein Angebot, das dem Vorbild kommunikativer Praxis der Bedeutungsexplikationen nachempfunden ist und bereits am Nukleus kleinster Zeicheneinheiten – Brandom setzt dafür die Größe von Behauptungen an – entsprechende Erkenntnisse methodisch abzuleiten. Assertive sind nach diesem Verständnis die kleinsten Akte, in denen sich Aspekte der Repräsentationsabsicht und Aspekte der Signifikanz auf eine spezielle Weise treffen, was beispielsweise in der imperativischen Handlung *Lauf!* noch nicht auftritt. Dieser Sprechakt (*Lauf!*) hat noch nicht die Signifikanz (Kraft), die eine Zuschreibung eines semantischen Gehaltes durch die Rezeptionsseite rechtfertigen würde. Es wird einen Grund für den Imperativ geben, welcher das aber ist, kann der Äußerung allein nicht entnommen werden, womit der propositionale Aspekt unausgedrückt bleibt und die Rezeption an den Kontext verwiesen wird.

Auch eine auf Bedeutungsexplikation gerichtete Auswertung von Korpora zentriert nicht zuletzt methodische Fragen nach Bestimmung und Umgang mit kleinen und kleinsten theoretischen Einheiten (Felder, Müller, Vogel 2011: 3ff.). Damit bleibt das Zeichen auf die eine oder andere Art aber als theoretischer Baustein erhalten. Brandoms linguistischer Pragmatismus setzt allerdings auch auf die *n o r m a t i v e* Dimension der *I n t e n t i o n a l i t ä t* als einen wichtigen Aspekt der handlungstheoretischen Erfassung bedeutungsexplikativer, kommunikativer Praktiken, ohne ihr eine erklärende Rolle zuzuschreiben. Er macht sich dabei die bekannte Struktur von Propositionen als basale semantische Gehalte, mit derselben Äußerung indizierte propositionale Einstellungen und den darin enthaltenen Begriffsgebrauch zunutze, ohne zugleich mit der Wahrheitsfrage zu beginnen. Denn der theoretische Ausgangspunkt ist Kommunikation. Von Theorien häufig als Kraft thematisierte Hand-

lungsaspekte können sich in Brandoms Modell auf die situative Bedeutungsseite des Sprechaktes im Sinne inferentieller Anschlüsse signifikant auswirken. Eher angewandte Ansätze der Pragmatik werden schon allein wegen der Privilegierung der Proposition hier gewiss nicht mehr ohne Weiteres mitgehen können, zumal aus dem im Folgenden genauer analysierten Ansatz heraus fragwürdig würde, wie linguistischer oder diskurstheoretischer Deskriptivismus je erfolgreich für semantische Fragen sein könnte, sobald der Sprung vom Korpus in die Analyse getan wird, denn ohne Rücksicht auf handlungstheoretische Zutaten wären die Ziele kaum zu erreichen. Spätestens hier gesellt sich sogar ein Handlungsaspekt zum Gesamtprojekt. Analyse ist auch Handlung. Die Ansätze biegen also in unterschiedliche Richtungen ab. Ob diese Richtungen tatsächlich zu unversöhnlichen Verläufen führen müssen, ist aus momentaner Perspektive noch nicht mit Sicherheit zu sagen. Nun setzt aber Brandom anders als Teuberts Vorschlag ohnedies bereits bei viel kleineren Einheiten als Texten an, eben bei assertiven Sprechakten als minimalen, situativen Handlungseinheiten – und gerade dies macht ihn auch semiotisch interessant. In seinem sprachphilosophischen Ansatz geht Brandom aus einer pragmatistischen⁴ Richtung also so vor: Er fragt, wie oder mit welchem Vokabular Bedeutungen diskursiv expliziert werden. Brandom charakterisiert seinen Ansatz entsprechend: “By calling it ‘pragmatism’ I mean a view inspired by insights of the later Wittgenstein, which situates concern with the meanings of expressions in the broader context of concern with properties governing their use” (Brandom 2008: XII).

Im Folgenden soll eine semiotisch-kritische Darstellung markanter Positionen des derzeitigen Hauptwerkes Brandoms unternommen werden. Dafür sollen zunächst spezifische Teile aus dem umfassenden Text EV mit Blick auf diese eine Frage ausgewählt, dargestellt und interpretiert werden, ob der Text Aspekte aufweist, die ihn für die Semiotik als allgemeine Theorie und Philosophie des Zeichens interessant oder gar unumgänglich machen oder mehr noch, ob er nämlich einen vitalen Beitrag zur Semiotik liefert. Die für die Semiotik so wichtige Klärung der Konstitution von Kultur kommt thematisch bei Brandom kaum eigens vor und wird im Folgenden daher ausgespart.⁵ Stattdessen soll nach einer kurzen Darstellung des Kommunikationsmodells der *Expressiven Vernunft* zunächst nach dem theoretischen Verhältnis zur Semiotik gefragt werden. Brandoms Ansatz nennt sich inferentialistisch und dadurch ist er ganz traditionell sprachanalytisch rationalistisch und erhebt damit den Anspruch, dass Sprachspiele die semiotische Ebene seien, auf der Bedeutung diskursiv ausgehandelt werden könne. Über vergleichbare Möglichkeiten auf der Ebene anderer Zeichensysteme ist nichts zu erfahren. Der latente philosophische Anspruch eines linguistischen Primats, gar eines Logozentrismus, ist kaum zu leugnen. Handelt es sich daher semiotisch gesehen doch eher um eine spezielle Theorie und keine allgemeine?

Der vorliegende Artikel folgt der These, dass Brandoms Pragmatismus auf einem konkreten, minimalen Kommunikationsmodell basiert und dass die Erlangung der Signifikanz der Sätze in Situationen aus diesem Modell heraus verständlich ist. Daher sind der Versuch der Einordnung des Pragmatismus in all-

gemein semiotische Zusammenhänge in Kapitel 2 und das Kapitel 3 zum Kommunikationsmodell als gleichberechtigt anzusehen, die Reihenfolge soll der Verständlichkeit dienen, funktioniert aber auch umgekehrt. Im Anschluss daran wird Brandoms Ansatz mit einem Vorwurf Fodors und Lepores (2010) konfrontiert, der ihn der Zirkularität verdächtigt und daher geltend macht, Brandom könne im Rahmen seines Modells Semantikerwerb nicht erklären. Das Argument besagt in etwa, Brandom muss Konzepte zur Einordnung von Handlungen anderer bei Lernern bereits voraussetzen, damit eben diese erlernt werden können. Um dagegen zu argumentieren, muss zunächst das Kommunikationsmodell durchleuchtet werden.

Zum Abschluss wird ein Versuch unternommen, Brandoms Beschränkung auf Zuschreibung von Intentionalität über den Dreh- und Angelpunkt Proposition zu überschreiten und an wenigen analytischen Beispielen solche Zuschreibungen zu untersuchen, die nicht mit gleichzeitiger Zuschreibung propositionaler Einstellungen verbunden werden können. Kaum zu bezweifeln ist wohl, dass es analog zur propositionalen Struktur von Behauptungen möglich ist, zuschreibende Aussagen über intentionale Zustände von Personen zu machen, die aus der Ich-Du-Kommunikationssituation heraus als dritte Person grammatikalisiert werden. Immerhin müssen die dafür nutzbaren sprachlichen Elemente – in erster Linie basierend auf Verben – ebenfalls semantischen Gehalt haben können.

2. Pragmatismus und Semiotik

Sobald *Kommunikation* (siehe auch Stöckl 2006: 14) und *Signifikation* als die Schlüsselbegriffe semiotischer Betrachtungsweise gelten (Nöth 2000: 235), muss die Zuordnung der *Expressiven Vernunft* zur Semiotik als selbstverständlich erscheinen. Passend zu solch einem eher pragmatisch orientierten Semiotikverständnis ist zu erwarten, dass EV neben einem ausgearbeiteten oder latenten Zeichenbegriff ein Kommunikationsmodell enthält oder voraussetzt, ein Wissensmodell und ein wenigstens latentes Modell des Spracherwerbs. Tatsächlich lassen sich diese Modelle alle finden oder ableiten.

2.1 Die *Expressive Vernunft* aus semiotischer Perspektive

Robert B. Brandoms philosophisch-pragmatisches *Making it Explicit* wird wohl vor allem aus philosophischer Perspektive diskutiert und weniger häufig aus sprachtheoretischer, linguistischer oder soziologischer. Verwunderlich ist es daher nicht, wenn die darin zum Ausdruck kommende Rolle der Semiose alltäglicher Kommunikation und die der Intentionalität ebenfalls seltener in den Fokus der hegemonialen Diskurslinien geraten.⁶ Es scheint, als ob neben der Normativität verstärkt der technischere zweite Teil des Buches ganz im Stile einer Aufsatzphilosophie diskutiert wird, bei der einzelne Aspekte spezifisch und sukzessive von unterschiedlichen Autoren durchleuchtet werden. Da der

Diskurs zum Buch inzwischen aber weitläufig verzweigt ist, mag es Ausnahmen geben. Indes lohnt es, die zentrale semiotische Frage des Buches aufzugreifen, die in Gestalt eines frei variierten Searle-Zitats dort auch formuliert wird:

„Geräusche und Striche auf Papier bedeuten an sich überhaupt nichts. Zur Bedeutung gehört Verstehen, und sie verstehen nichts. Doch wir können sie als Ausdruck des Gehalts verstehen, zu dem jene Anwendung der Begriffe gehört, die dafür sorgt, daß sie etwas bedeuten“ (EV: 113).

Gehalt ist etwas, über das nur bestimmte Wesen verfügen, nämlich insofern er Sache des Geistes (mind) ist.

Einer rein formalsemiotischen Perspektive wird mithin eine Absage erteilt, Zeichen bedeuten erst für jemanden etwas und dies wiederum wird allein diskursiv etabliert, stabilisiert und womöglich korrigiert, ist aber vollends normbasiert und damit im Kern sozial. Über die Bedeutung bestimmter Zeichen zu verfügen – vor allem anhand von Begriffen und Anaphern bei Brandom ausdiskutiert⁷ – heißt im sozialen Sinne, dass ihre inferentiellen Konsequenzen gemeistert werden, was also die herausgehobene Funktion der Behauptung als minimalste relevante Zeichengröße erklärt.

Damit finden sich eigentlich zwei Begriffe des Zeichens: das Zeichen⁸ in Propositionsgröße einerseits und Signifikanz andererseits. Auch der Behauptung als dem assertiven Akt in Propositionsgröße wird die Möglichkeit der Repräsentation zugeordnet, letzteres ist bekanntermaßen eine der wesentlichsten Bestimmungen des Zeichens (EV: 133). Signifikanz hingegen hat wiederum mindestens zwei begriffliche Implikationen und kann somit in normative Signifikanz und pragmatische Signifikanz einer Behauptung aufgetrennt werden. Der Auffassung von Signifikanz in EV lässt sich aber erst auf die Spur kommen, wenn herausgestellt ist, dass „Zustände und Performanzen spezifische repräsentationale Signifikanzen“ (EV: 133) erlangen können. Weil es immer mehrere Möglichkeiten gibt – für das Folgende lege ich mich zur Vereinfachung formelhaft auf Repräsentation, Zitat, Fiktion und Lüge fest – glückend oder missglückend Repräsentationsabsichten mit Sprechakten zu verbinden, können Sprechakte im vollumfänglichen Sinn repräsentieren (in einem extensionalen Sinn oder auch im ikonischen Sinn). Entscheidend wird schließlich für Brandom sein, dass es Behauptungen als kleinste Zeichengröße sind, die eine bestimmte Art intentionaler Signifikanz haben können. Erst deshalb können auch alle möglichen anderen sprachlichen Syntagmen intentionale Signifikanzen haben, die dann auch alle möglichen anderen Sprechakte auszeichnen, wenngleich Brandoms Untersuchung beharrlich bei der Assertion verbleibt. Nur kommt den geäußerten Syntagmen nicht an sich Intentionalität zu, sie werden zu intentionalen Zeichen in Interaktionen.

Somit hat EV einige zutiefst pragmatische Voraussetzungen: Es wählt einen expliziten Grundzug von gegenseitig abhängigen Stationen, der sich mit einigen Begriffen charakterisieren lässt: Überzeugung (zunächst noch nicht Wahrheit), Kommunikation (Gebrauch), propositionaler Gehalt, Signifikanz. Der semi-

otische Kerngedanke des komplexen Denkens Brandoms zeigt sich beispielsweise darin, dass Überzeugung nicht als Setzung eines intentionalen Grundmodus als Ausgangspunkt genutzt wird, sondern als ausdrucksbegleitende Möglichkeit begriffen wird, die Behauptungen als Festlegungen auf Wissensansprüche auszeichnen kann. Sprechakte können im Sinne der Einstellung *Überzeugung* ausgewiesen werden, Überzeugung kann angezeigt werden und im weiteren diskursiven Verlauf dann eine Rolle spielen. Die Liste ließe sich verändern, es spricht aber doch vieles dafür, dass weitere theoretische Begriffe – so auch Behauptung und Inferenz – eher vor- und nachgeordnet sind, dass also diese Auswahl bereits die für die Pragmatik so wichtige Situation beschreibt, um Details wie *de re-* oder *de dicto*-Zuschreibungen jedoch ergänzt werden kann, was dann aufgrund der Beurteilung des Überzeugungsgrades Unterschiede bewirkt (*Peter sagt, dass p* im Unterschied zu *Peter glaubt, dass p*). Hier ist der Kreuzungspunkt von alledem, wofür die genannten Begriffe stehen. Diese Auswahl ist dennoch erklärungsbedürftig. Sie resultiert aus der Einschätzung, dass Brandom letztlich ein nicht eigens expliziertes basales Kommunikationsmodell zugrunde legt, in dem den Interlokutoren Behauptungen als die Grundeinheiten schlechthin verfügbar sind. *Kraft* der normativen und pragmatischen Signifikanzen der Behauptungen und *kraft* gegenseitig zugeschriebener, veränderbarer Verlässlichkeit legen sich Interaktionspartner gegenseitig auf Folgen fest oder lizensieren solche. Dies ist keine Antwort auf die Frage, ob es eine Sprache vor oder hinter dem Sprechen gebe (siehe Krämer und König 2002), sondern eine Antwort auf die Frage, wann und wo sprachliche Zeichen bedeutsam werden und wann und wie Bedeutungen expliziert werden. Daher verbleiben Richtigkeitsbeurteilungen und Anerkenntnisse von Wissensautoritäten (nicht nur der von Experten) tatsächlich im alltäglichen Diskurs und werden von Brandom nicht als im Allgemeinen verhaftet angesehen (siehe Stekeler-Weithofer 2011: 354).

Diese wenigen, skizzierenden Striche sollen genügen, um folgende Frage veranschaulichen zu können: Hat das derzeit umfangreichste und allgemein als zentral für sein Denken angesehene Werk Robert B. Brandoms *Making it Explicit* Aspekte, die es für die Semiotik interessant machen oder sollte es gar ganz entgegen dem ausdrücklichen Bekenntnis des Autors⁹ als Beitrag zur Semiotik gelesen werden?

Das Werk Brandoms ist fraglos der philosophischen Pragmatik (Pragmatismus) zuzurechnen und erklärtermaßen ist es Beitrag zur Sprachtheorie und Sprachphilosophie. Daher ist sein Thema nach dem Verständnis vieler europäischer Ansätze der Zeichentheorie und -analyse zugleich der Semiotik zuzuschlagen, auch wenn diese Kategorisierung bereits Widerspruch auslösen könnte, zumal sie im Sinne eines eher strukturalistischen Zeichenbegriffs mit seinen Kernmerkmalen Differentialität und Wert nicht zutreffen würde. Pragmatismus (Inferentialismus) bedeutet immer auch diachron und diskursiv zu denken, bedeutet immer auch, die Herausbildung von Normen, Konventionen oder Codes begriffstheoretisch zu integrieren. EV konzentriert sich auf Normen. Insofern geht Brandoms Blick nicht auf das System der Sprache oder wenigstens das System der Begriffe, sondern auf Kommunikation und Begriffs-

gebrauch. Damit löst Brandom auf spezifische Weise eine Forderung der Semiotik ein, wonach Regeln und Prinzipien zu formulieren seien, anhand deren die Interpretation von Formen und Formkombinationen nachvollzogen werden sollen (Bateman 2013: 258). Der Inferentialismus will den interaktiven Vollzug von Zeichen und besonders interaktive Explikationen von Implizitem theoretisch erfassen. Der Ansatz ist insofern grundsätzlicher und visiert in einer komplexen Verschränkung eine philosophische Untersuchung an, die durchaus auch Entstehung und Variation von Normen als Aushandlung bedenkt. Hervorzuheben ist einerseits, dass Brandom diese Forderung anhand von sprachlichen Äußerungen (Handlungen) einzulösen gedenkt und andererseits, dass es bei der dynamischen Interpretation nicht bereits um inferentiell in die Interpretation zu integrierende, deiktisch anzurufende Kontextelemente geht. Über die prinzipiell integrierte deiktische Grundoperation der Unterscheidung zwischen *ich* und *du* hinaus, die in der Situierung der Behauptung als Grundmodus des Zeichens impliziert ist, sind raum- und zeitrelative Relevanzsetzungen nicht obligatorisch. Vielmehr spielen *Glaubwürdigkeit* und *variable Behauptungsautorität* von Akteuren im Sinne lebensweltlicher Funktionen in der Theorie diese Rolle, denn sie werden als deontisch wirksam und als gesellschaftlich ausgehandelt im Sinne von Konten und wechselnden *Kontoständen* der Sprecherrollen angesehen. Zur *Signifikanz* von Äußerungen tragen sie so maßgeblich bei. Dennoch kann davon ausgegangen werden, dass beispielsweise die Verlässlichkeit einer Akteurin deshalb signifikant sein wird, weil sie *Relevanz setzend* wirksam sein kann.¹⁰

2.2 Pragmatismus als allgemeine Zeichentheorie?

Bislang soll deutlich geworden sein, dass die *Expressive Vernunft* sich aus theoretischer Perspektive Kommunikationsprozessen zuwendet. Brandom konzentriert sich in EV auf rationalistische Semiosen (Zeichenprozesse) und schließt einen großen Teil möglicher anderer Semiosetypen aus. Insofern der Zugang rationalistisch ist, ist er zugleich inferentialistisch, er zentriert sich um Urteile und Schlussfolgerungen. Daher sind zum Beispiel tierische Semiosen oder Zeichenprozesse auf zellulärer Ebene von der theoretischen Behandlung ausgeschlossen. Zudem hat Brandom ähnlich wie Josef Simon eine kantische Perspektive auf Sprachprozesse.¹¹ Noch ohne Kommunikation zu implizieren meint Simon allerdings, er sehe „die Notwendigkeit, die Philosophie der Sprache vom *allgemeinen* Gesichtspunkt einer Philosophie des Zeichens her zu verstehen und das Wirkliche überhaupt als Zeichenprozess aufzufassen“ (Simon 1989: 18). Sprache wäre demzufolge also gerade nicht das Erste.

Dieser allgemeinere zeichentheoretische Standpunkt riskiert die ungerechtfertigte Gleichsetzung empirischer Erkenntnisprozesse beispielsweise mit intentionsbasierten Interaktionen. Der pragmatistischen Annahme zufolge zeichnen sich letztere dadurch aus, dass Akteure Zeichen intentionsbasiert zu allerlei Funktionen gebrauchen können, was auch und gerade Interpretation, Zitat, Fiktion und Lüge oder dergleichen einschließt. Zentral hierbei ist Intentionali-

tät, die sich Akteure als interpretative Hypothese gegenseitig zuschreiben und die so als Prämisse fungiert. Die Interpretation als Semiose nicht-intentionaler Zeichenemissionen hingegen setzt selbst die Unterscheidungen aufgrund dynamischer Wahrnehmungen – ob dabei Sprache und Begriffe eine vorausprägende Rolle spielen, sei im Augenblick dahingestellt. Als wirksam anzunehmen ist an dieser Stelle wahrscheinlich Prägnanz als signifikante Dynamik, als eine Art herausragender Wahrnehmbarkeit von Objekten oder möglicherweise auch kleineren Ereignissequenzen. Demnach ist Prägnanz insofern ein Kontextphänomen, Teile des Wahrnehmungskontinuums werden vermittels einer Prägnanz signifikant (siehe Wildgen 2009: 88f. und Brandt 2009: 106). Dieser Wahrnehmungsaspekt muss auch ohne Zuschreibung von Intentionalität funktionieren. Trotz der eingängigen Metapher ist die Welt eben kein (intentionaler) Text.¹² Insofern allerdings verstanden oder interpretiert wird, werden Zeichen verstanden oder interpretiert. Derlei semiotische Funktionen würde Brandom kaum bestreiten (siehe EV: 327ff.), doch aus Sicht des Pragmatismus beginnt die Theorie damit, dass solche Wahrnehmungen in Urteilen ausgedrückt werden oder werden können und dass es unterschiedlich vorgebildete Beobachter geben kann, die auch zu unterschiedlichen Beobachtungen kommen. Nicht für die Wahrnehmung, aber für die ausgedrückten Urteile als nicht-inferentielle Berichte und somit Behauptungen werden wir verantwortlich im Moment des Ausdrucks. Es ist dieser Moment des Übergangs ins Diskursive, von dem aus sich die EV den Zeichen erstmals theoriebezogen zuwendet.

„Die für Beobachtungsberichte charakteristische Vorschussberechtigung (vielleicht die wichtigste dieser Art) gilt als in einem weiten Sinne inferentiell, weil derjenige, der eine solche Autorität zuweist, den Berichtenden implizit als (unter gegebenen Umständen und in Hinblick auf solche Gehalte) verlässlich betrachtet. Jemanden als verlässlichen Berichterstatteur behandeln heißt seine Festlegung (auf diesen Gehalt unter diesen Umständen) als hinreichend für seine Berechtigung zu ihr zu betrachten. Das heißt, eine Inferenz in dem weiten Sinn zu billigen, der die Folgebeziehung zwischen der Zuweisung einer Festlegung und der der Berechtigung zu ihr entspricht“ (EV: 283).

Aus handlungstheoretischer Perspektive muss immer auch bedacht werden, wie Beobachtungen in den Diskurs kommen und wie sprachlich-diskursive Handlungen zu Folgehandlungen führen, die nicht sprachlich sein müssen. Solch ein Eingangszug kann in Alltagssituationen wohl am ehesten ein propositional strukturierter exklamativer Sprechakt (Ausruf) sein. Bemerkenswert ist, dass Brandom hier den Eingangszug bedenkt, ohne dafür andererseits mentale Zustände anzuführen. Das ist theoretisch folgerichtig, da der mentale Zustand des Beobachters während der Beobachtung als Startpunkt des kommunikativen Prozesses keine theoretische Rolle spielen darf.

Zu möglicher globaler Verortung der *Expressiven Vernunft* im Rahmen einer allgemeinen Semiotik soll eine kurze Kontrastierung mit Josef Simons (1989) Überlegungen zum Zeichen dienen: Einer brisanten Verallgemeinerung zu erliegen verdächtigt Simon die Semiotik. Kurzum: Der Semiotik bescheinigt er eine metaphysische Tendenz, denn sie wolle sagen, was Zeichen seien und wel-

che Arten es davon gebe, zum Beispiel „Metaphern, Symbole, Codes usw.“. Das Seiende als solches bleibe für sie das, wovon sie im Begriff des Zeichens einen Teil absondere (Simon 1989: 18). Semiotik im Anschluss an Sprachbetrachtung sei eher eine Verwissenschaftlichung der Philosophie, „indem sie das, was auch für sie in Wahrheit das Erste ist, das Mitgenommenwerden im Verstehen von Zeichen, einer verdinglichenden Betrachtung“ unterwerfe. Eine allgemeine Wissenschaft vom Zeichen sei daher also überhaupt gar nicht möglich, da Zeichen keine besondere Art von Gegenständen seien und Verstehen keine besondere Art von Handlungen neben anderen (Simon 1989: 18). Simons Kritik ist durchaus bedenkenswert, sie zeigt aber selbst bereits eine Tendenz der Fokussierung auf differentielle Einzelheiten (etwa des Satzes) und führt beispielsweise nicht an, dass Semiotik auch darauf abzielt, Zeichenformen zu klassifizieren. Vielmehr differenziert Semiotik den kognitiv-relationalen Zugang zur Welt, der als einzelnes Ereignis aus dieser Sicht eben nicht beliebig ist, sondern sozial verankert und prinzipiell wiederholbar. Jedenfalls lässt sich diese Charakterisierung auf den eher an Charles Sanders Peirce anknüpfenden pragmatischen Zweig der Semiotik anwenden, während behavioristische (Ch. W. Morris) und strukturalistische (Ferdinand de Saussure) Linien noch einmal separat zu befragen wären.

„Um die pragmatische Signifikanz eines Sprechaktes wie einer Behauptung zu spezifizieren, muß man zeigen, wie die durch ihn bewirkte Veränderung des Kontostandes von einem Gesprächsstadium zum nächsten systematisch vom semantischen Gehalt der dadurch eingegangenen Festlegung abhängt. Ausgehend von einem Begriff der pragmatischen Signifikanz von Sprechakten – verstanden im Sinne von Transformationen der deontischen Einstellungen, mit denen sich Gesprächspartner gegenseitig über ihre Festlegungen und Berechtigungen auf dem laufenden halten – läßt sich sowohl verstehen, was es bedeutet, daß zwei Festlegungen den gleichen Inhalt haben, als auch, was es bedeutet, daß sie vom gleichen Gesprächspartner eingegangen oder ihm zugewiesen werden“ (EV: 279).

Brandom hingegen hat die von Simon thematisierte Problematik um das Mitgenommenwerden im Verstehen, die Bedingung des fraglosen Verstehens einerseits und die Warnung vor metaphysischen Tendenzen andererseits im Blick. Er schlägt eine Untersuchungsstrategie vom Satz und dessen Äußerung zu seinen begrifflichen Teilen vor. Doch zugleich ist diese Strategie auch von unten nach oben gerichtet, zumal die Größe der Behauptung als kleinste Einheit des Zeichens fokussiert wird, die in interaktionaler Situation auf mehrerlei Arten *Signifikanzen* tragen kann. Diese beeinflussen die Bedeutung insgesamt, während sich der Kern der Bedeutung aber auf einen inferentiellen Wert gründet, der von den verwendeten Begriffen abhängt. EV lässt sich als Versuch lesen, zu ergründen, wie Äußerungen in sozialen Interaktionen auf der Basis von Begriffen zu Bedeutungsträgern (Semantik) und zu Trägern von Signifikanzen¹³ (Pragmatik) werden können. Eine Klassifikation der Zeichen, ihr Erfassen als Seiendes, als Dinge unter Dingen oder wenigstens eine Klassifikation von Sprechakten ist dem Werk völlig fremd. Zugleich ist eine Inter-

pretation der EV sehr naheliegend, wonach die gesetzte Behauptung prinzipiell im Sinne eines fraglosen Erstverstehens zu lesen ist, wenngleich das Interesse auf die Interpretantenverstrickung als inferentielle Relationen, als weiterführender Prozess gerichtet ist. Den sprachlichen Zeichen wird in EV also eine herausgehobene Funktion gegenüber anderen Arten von Zeichenformen gegeben, indem sie Träger von Rationalität sind.

Zeichen sind – um noch einmal mit Simon zu reden – das in der Zeit uneingeschränkt Verstandene (Simon 1989: 4), was das Denken in Bewegung setze. Es müsse der Anspruch aufgegeben werden, eine oder gar meine Interpretation sei erschöpfend. Inzwischen wird dieser Aspekt als mutmaßliche Bedeutung (Levinson 2000) thematisiert, um zu erklären, wieso es so etwas wie unmittelbares Verstehen überhaupt gibt – auch und gerade in der Kommunikation – ohne zugleich eine absolute Bedeutungsidentität geäußerter und verstandener Zeichen annehmen zu können oder zu müssen. Zeichen in diesem Sinn meint den kognitiven Aspekt des im Moment prozesshaft (mutmaßlich) Verstandenen, Interpretation meint die Einbettung des Zeichens in ein Netz von Zeichen. Während das Zeichen im Moment des kognitiven Prozesses erfüllt – voll – ist, gilt dies für die Interpretation wohl niemals. Simon hat seinerzeit mit seinem bahnbrechenden Text erhellende Formulierungen für diese Differenz zwischen Semiose (Prozess) und Interpretation gefunden. Zu Letzterer ist dann die Semiotik zu zählen und der Unterschied zwischen den geschehenden Zeichen sowie ihrer wissenschaftlich-analytischen Erfassung ist somit bereits in den Grundfesten der Disziplin verankert. Doch dann fragt sich natürlich, warum Semiotik überhaupt betrieben werden sollte, warum der Prozess der Semiose als der wissenschaftlich-analytischen Erfassung mehr Wert haben soll als die Ausgangszeichen, die zu interpretierenden Zeichen? Es könnte sich um bloße Verdoppelung handeln. Doch die Form dieser Frage präsupponiert eine Antwort, die fehl gehen muss, da nicht das Eine gegen das Andere aufgewogen werden kann. Denn der wissenschaftliche Prozess als methodisch-interpretatorischer bringt einen besonderen interpretativen Diskurs hervor, der bestimmen soll, welche relationale Funktion oder Kraft ein Zeichen hat (siehe EV 870ff.). Brandoms Ziel ist es, das Vokabular zu isolieren, mit dem im interpretatorischen Prozess analog zum unmittelbar kommunikativen Prozess Bedeutungen expliziert werden. In der Hauptsache handelt es sich um deontische Prozesse zwischen *Sollen* und Richtigkeiten.

Die unmittelbare Erfahrung als Zeichenprozess ist also, wie eben gesehen, niemals defektiv, ist uneingeschränktes Erstverstehen. Denken als konjekturale und inferentielle Verkettung hingegen kann vom Zweifel bedrängt sein. Eine fundamentale Differenz zwischen Gewissheit und Möglichkeit ist dem Zeichen in diesem Verständnis somit eingeschrieben. Insoweit ist der Begriff des Zeichens allgemein und enthält noch keine Unterscheidung zwischen Sprachzeichen und anderen konventionellen oder bildlichen, natürlichen oder zufälligen. Jedes Zeichen – selbst das natürlich indexikalische – ist wegen seiner Einbettung in ein Interpretantennetz auch sprachlich erfassbar, umdeutbar, interpretierbar und mithin der öffentlichen Sprache und ihren Ausdrucksmöglichkeiten zugänglich. Für die Sprachphilosophie Brandoms ist die Entscheidung in der

Tradition der analytischen Philosophie eindeutig ausgefallen, es wird über Zeichen erst auf der Ebene der Explizierbarkeit verhandelt. Diese Signifikanz liegt nicht vollständig in der Ausdrucksform und mithin auch nicht im unmittelbaren Verstehen einer Behauptung, sondern sie gründet auf Faktoren wie der sozialen Relation der Sprecher, der Attribuierung von Intentionalität und anderem mehr.

Zeichentheoretisches Denken in Brandoms Sinne setzt an der Schnittstelle zwischen mutmaßlichem Verstehen (Levinson 2000) inklusive der Normalinferenzen (Stekeler-Weithofer 2011: 352) und der diskursiven Aushandlung, der Explizierung und unter Umständen auch verfeinerter Korrektur des Verstehens des Verstandenen an. Theoriesystematisch dafür ist der Begriff des Interpretanten. Erst durch ihn wird die Diskursivierung und also mögliche Aushandlung der Semantik der Zeichen von der Beliebigkeit ins Normative geholt.¹⁴ Simon schenkt einem anderen Spezifikum der Zeichen in seiner Kritik an der Semiotik keine Beachtung. Kaum lässt sich an anderen Zeichen als denen der Sprache das Verhältnis der Fülle des mutmaßlich Verstandenen und der „Flaschenhalsfunktion“ (Levinson 2000) der Zeichen mit ihrem tendenziellen semantisch-pragmatischen Mehrwert thematisieren.¹⁵ Das liegt im Verhältnis von Norm und Situation. Insofern bei Brandom die sprachliche Handlung nur inferentiell bedeutsam ist, versteht sich umgekehrt beinahe von selbst, dass die vertikale Durchmusterung eben den entscheidenden Mehrwert produziert. Daher muss Brandom zugleich den Begriff des Begriffs stark machen, der die vertikale Tiefe ermöglicht.

Zurück zur Ausgangsfrage der Einordnung ins Feld der Semiotik: Kann EV überhaupt ganz entgegen dem ausdrücklichen Bekenntnis des Autors als Beitrag zur Semiotik gelesen werden? Denn hier ist Vorsicht geboten, zumal Brandom selbst offenbar nicht viel vom erreichten Stand der gegenwärtigen Semiotik hält oder dem, was er als ihr Paradigma ansieht. Er geht davon aus, dass hier die bedeutende Rolle des Urteils und also des Propositionalen nicht genügend berücksichtigt worden sei. Äußerungen wie die folgende müssen daher im Kalkül bleiben, geschrieben mit Blick auf einen repräsentationalistischen Kern von Zeichen:

„Dieses [repräsentationalistische; U.H.] Paradigma regiert auch im Strukturalismus mehr oder weniger Saussurescher Provenienz und sogar bei denjenigen neueren kontinentalen Denkern, deren Poststrukturalismus noch so tief im repräsentationalen Sumpf festsitzt, daß ihm zum Verständnis der Bedeutung in Begriffen von Signifikanten, die für Signifikate stehen, keine andere Alternative einfällt, als sie in Begriffen von Signifikanten zu verstehen, die für andere Signifikanten stehen. Selbst zeitgenössische Spielarten des Pragmatismus, die explizit bestrebt sind, platonische Varianten des repräsentationalen Paradigmas zurückzuweisen, konnten sich nicht dazu durchringen, eine expressivistische Alternative zu entwickeln“ (Brandom 2001: 20).¹⁶

Im Rahmen seines relational expressivistischen linguistischen, seines rationalen Pragmatismus unterscheidet Brandom stattdessen zwischen Repräsentationsabsicht und Repräsentationserfolg, er geht also das Zeichen sofort von

der Ebene der Kommunikation als diskursiver Praxis und mithin der dynamischen Semiose her an. Die Absicht zu repräsentieren gelte es zu erläutern und das Auffassen, Begreifen oder Verstehen einer solchen Absicht zu analysieren. Denn nicht die Zeichen für sich repräsentieren oder drücken aus, sondern sie übernehmen solche Funktionen in Handlungen und nicht alle Elemente sprachlicher Konstrukte repräsentieren oder stehen demzufolge für etwas. Es handelt sich hier um einen engen Begriff der Repräsentation, bei dem die Komponenten Präsentation, Präsenz, Re-Präsenz kaum eine nennenswerte Rolle spielen und dadurch Welthaltigkeit im weiten Sinne kein Fallbeil für richtige und falsche Äußerungen bildet.¹⁷ Liefert Brandom also eine Perspektive über semiotisch ohnehin adaptierte pragmatische Theorien hinaus, die fortan von der Semiotik berücksichtigt werden muss? Zur Beantwortung dieser Frage soll zunächst kurz erörtert werden, woran genau sich diese harsche Kritik entzündet.

Die Setzung eines konventionellen Systems von Zeichen als Struktur unter Beibehaltung des klassischen Primats der Zeichenfunktion als ein Stehen-Für hat bekanntlich zwei gefährliche Implikationen: Die Relation ist letztlich willkürlich (arbiträr) und Repräsentation ist das Grundmodell des Zeichens, was zur bekannten These der Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat führt, beide sind nur in der Relation zueinander. Unschwer erkennbar ist allerdings, dass bereits die Begriffsdifferenz Signifikant und Signifikat selbst dazu verleitet, beide durchaus in unterschiedlichen Argumentationen zu bedenken. Sie können in theoretisch motivierter Analyse sehr leicht getrennt voneinander bedacht werden, auch wenn die These an sich als korrekt betrachtet wird. Wird zudem für richtig gehalten, dass Zeichen theoretisch als Kernelemente, zentrale Funktionen oder basale Relationen vorauszusetzen sind, ergibt sich quasi-automatisch tatsächlich mindestens eine Bilateralität zwischen der Form des Zeichens als Ausdruck und dem, was es verkörpert oder wofür es steht. Aus der Bilateralität, selbst wenn sie schließlich in Trilateralität mündet, resultiert die markante Frage der Repräsentationsfähigkeit des Zeichens und der Art der Zuordnung der beiden Ebenen. Eigentümliches an der Sprache und ihrem diskursiven Gebrauch im Vergleich zu anderen Zeichensystemen wird dabei aber noch gar nicht methodisch sichtbar. Sprache ist ein System unter mehreren, der Primat rationalistischer Aushandlung verblasst.

Semiotische Elemente als Verkörperungen weisen sich dadurch aus, dass sie insoweit keinen Analogie-Kodes folgen, als sie kreativ verkettet oder figuriert werden können, um beispielsweise in Fiktion oder diagrammatischer Anordnung Neues zu generieren, Wissen neu anzuordnen oder Erkenntnismöglichkeiten zu eröffnen. Dies zeigt sich etwa in diskursiver Zeichenpraxis oder Diagrammatik. Doch umgekehrt muss dabei auch Konstanz vorausgesetzt werden, sei dies als Kode oder Konvention. Fehlen dann rationalistisch diskursive Mittel, ist das freie Spiel der Signifikanten für Signifikanten womöglich eröffnet, wodurch dem Signifikat dann keinerlei haltgebende Funktion mehr zukommt.

Brandom hingegen geht in seiner Spielart des linguistischen Pragmatismus genau andersherum an die Sache des Zeichens heran und startet beim Begriffsgebrauch in Verbindung mit Propositionen als diskursiver Praxis. Daher unter-

scheidet sich die Idee des auf Inferenzen basierenden so genannten Explizitmachens nicht wesentlich von dem, was in Alltagskommunikation auch geschieht. Wenn wir nach Bedeutungen unserer Äußerungen gefragt werden, dann spielt eine Rolle, dass wir wissen, worauf wir uns mit unserer Äußerung festgelegt haben, welcher Handlungszug die Äußerung in der Verkettung von Handlungen und sprachlichen Handlungen ist und was aus ihr folgt. Außerdem gehört ein Wissen hinzu, was mit der Äußerung bzw. den ihr enthaltenen begrifflichen Elementen inkompatibel ist. Dieses Wissen selbst theoretisch verfügbar zu machen, ist wohl das pragmatistische Projekt Brandoms auf eine Kurzformel gebracht. Begriffsgebrauch wird hier als eine wesentlich sprachliche Angelegenheit betrachtet (Brandom 2001: 16), so dass Sprache ein Vorrang eingeräumt wird. Außerdem kommt Intentionalität auf zwei Ebenen ins Spiel: in ihrer normativen (sozialen) Dimension ist sie konstitutiv für Handlungen und dies öffnet die Möglichkeit „reflexiven Verhaltens“ (Bickes 1993: 166). Zweitens ist Intentionalität ein Aspekt der Kommunikation, wonach es einen Unterschied macht, ob die Quelle einer Zeichenemission „als einer von uns“ interpretiert werde oder nicht. Einem von uns gegenüber nehmen wir eine intentionale Einstellung ein, insoweit derjenige, auf den diese Einstellung gerichtet sei, als das Subjekt intentionaler Zustände interpretiert werde. Das beinhaltet umgekehrt die Annahme, dass dieser als intentionaler Interpret aufgefasst werde, der seinerseits solche intentionalen Zustände zuweisen (attribute) könne. Intentionale Zustände (als zugewiesene) haben daher eine normative Signifikanz, die mit dem Verfügen über propositionalen Gehalt zu tun hat (EV: 122f.) und mithin bereits das in späteren Kapiteln des Buches ausgearbeitete Verfügen über eine normative Inferenzstruktur ankündigt.

Der linguistisch fokussierte Pragmatismus darf das sprachliche Zeichen als Startpunkt wählen und als Paradigma des Zeichenbegriffs ansehen, da aus dieser Sicht alle anderen Zeichen sprachlich diskursiv verhandelt werden und also grundsätzlich Eingang in den Diskurs finden können. Insofern ist der Pragmatismus eine Art der allgemeinen Semiotik, ohne dass alle anderen Zeichen aus den sprachlichen heraus definiert werden müssten. Zeichen kommen zur Sprache.

3. Das Kommunikationsmodell der expressiven Vernunft

Den folgenden Überlegungen zum impliziten Kommunikationsmodell¹⁸ in EV liegen eine Voraussetzung und eine Interpretation zugrunde: Die gesamte Theorie der EV stützt sich darauf, dass die entwickelten Theoriebausteine zu einem relationalen Gesamtbild gehören. Dies gilt umso mehr für die Situation des Dialogs. Die Interpretation lautet: das Modell der (deontischen) diskursiven Kontoführung setzt Prozesshaftigkeit und Verlauf voraus. Eine Behauptung ist dieser Interpretation zufolge ein Durchzugspunkt des Diskurses.

Das verwendete aber nicht eigens separat ausformulierte Kommunikationsmodell in der pragmatistischen Philosophie Robert B. Brandoms basiert nach meiner Einschätzung auf einer impliziten Frage: Wie können sprachliche Inter-

aktionspartner (Interlokutoren) Bedeutung (im Alltag) explizieren, wenn dies nötig werden sollte und mit welchen Mitteln wird das getan? Diese Frage ergibt sich aus der Ansicht Brandoms, Kommunikation sei wegen unterschiedlicher Hintergrundfestlegungen von Interaktionspartnern notwendig, weil also eine deckungsgleiche Übertragung von Inhalten kaum zu denken wäre.

„Angesichts des Unterschieds mit Blick auf ihre anderen Einstellungen hat eine bestimmte Festlegung für denjenigen, der sie eingeht – der sie ausspricht oder von ihr überzeugt ist –, gewöhnlich eine andere Signifikanz als für diejenigen, die sie zuerkennen, eine Hörerschaft oder ein intentionaler Interpret. Das macht natürlich Kommunikation nicht unmöglich – ganz im Gegenteil. Wie soeben erwähnt, werden Kommunikation und Interpretation erst dadurch interessant, daß Situationen mit verschiedenen Hintergrundfestlegungen überwiegen. Daß die implizit normative inferentielle Signifikanz einer Festlegung aus der Sicht desjenigen, der sie eingeht, eine andere sein kann als aus der Sicht desjenigen, der sie zuweist, bedeutet, daß die inferentielle Gliederung begrifflicher Gehalte eine grundlegende soziale Dimension hat, die eine Relativität mit Blick auf die soziale Perspektive in die Spezifikation solcher Gehalte einbringt“ (EV: 217).

An diesem Zitat gilt es mit Blick auf Erkenntnisse über das Kommunikationsmodell festzuhalten, dass zwischen Festlegungseingehen, den Zuweisen von Festlegungen und intentionalem Interpretieren (dazu gehört die Hörerschaft) unterschieden wird. Der Unterschied dreht sich um die normative inferentielle Signifikanz und wird als sozial perspektivisch gekennzeichnet. Erst daraus resultiert Brandoms explizite Frage, welche Funktion dabei dem so genannten deontischen Kontoführen zukommt. Das Aufstellen von Behauptungen wird als „elementarer Zug im Spiel des Liefern und Fordern von Gründen“ verstanden, insofern sie eine propositional gehaltvolle Performanz sei und das Liefern einer Begründung sein könne oder für sie eine Begründung verlangt werden könne (EV: 219). Behauptungen sind, so verstanden, der Basistypus sprachlicher Handlungen, nur mit Bezug auf sie gibt es – diesem Ansatz zufolge – auch viele andere. Brandom selbst rückt als so genannte deontische Status nur die beiden basalen Statusvarianten Festlegung und Berechtigung ins Zentrum. Die Signifikanz einer Performanz besteht nun darin, „wie sie die deontischen Status der Beteiligten verändert“ (EV: 252). Sprechakte werden so als Träger der Signifikanz von Behauptungen verstanden, was sie, nebenbei bemerkt, schließlich als *Zeichen* charakterisiert. So genannte deontische Kontoführung ist also diskursive Kontoführung. Jeder so geäußerte Satz ist prinzipiell öffentlich, weil er zugleich mit situationsabhängigen Lizenzen verbunden ist (als Autorisierung), so dass er beispielsweise als Prämisse von Folgerungen anderer verwertet werden kann. Geschieht dies auch, steckt Brandom zufolge darin zugleich eine Billigung. Das sind die Basisspielsteine der Kontoführungspraxis.

Zurück zur Frage nach dem Kommunikationsmodell: Die Fakten sprechen zunächst gegen die Hypothese eines theoretischen und den Ansatz Brandoms tragenden Kommunikationsmodells.

Zwar gibt es ein eigenes kleines Kapitel, das unter der Überschrift „Kommunikation“ steht, sie wird dort aber weder als Modell vorgeführt noch definiert,

sondern es werden basale, kommunikative Operationen der Informationsvermittlung thematisiert. Überdies geht Brandom sehr unpragmatisch von Ausdrücken und Sätzen aus und nicht von Äußerungen. Wir wissen nur zu gut, dass in alltäglicher Kommunikation Sequenzialität zwar zentral ist, die Satzdefinition aber aus der literalen Grammatik stammt und beispielsweise für die Gesprächsanalyse wenig nützlich ist. Tatsächlich steckt dahinter aber ein semiotischer Gedanke: Wie kann ein Satz ein Handlungselement sein? Die Antwort ist gerade schon gegeben worden: indem er die Signifikanz einer spezifischen Handlung trägt.

Spät im Buch EV findet sich folgende Stellungnahme: „Das Gespräch ist das hohe Gut für diskursive Wesen“ (EV: 893). Ganz im Sinne einer philosophischen Untersuchung, die an Rationalität und Argumentation ansetzt, ist der Ort des Geschehens diskursiv. Diskurs wird hier sehr klassisch als Opposition zu intuitiv verstanden werden müssen, Argumentation im Unterschied zu diagrammatischer Bilderfassung. In der für die hier gestellte Kernfrage aufschlussreichen Einleitung zu den Erläuterungen zu EV, *Articulating Reasons* (2000) [dt. *Begründen und Begreifen* (BB)] stellt Brandom indes heraus, es werde „eine Analyse des Wissens (oder Glaubens oder Sagens), dass dieses oder jenes der Fall ist, in Begriffen des Wissens, wie etwas zu tun ist, vorgelegt“ (BB: 13). Das Diskursive ist hier ein ganz bestimmter Typ von mindestens dialogischer Situation, die gerade nicht durch die Separation des Hörers vom Sprecher gekennzeichnet ist, sondern Interakteure als wechselseitig notwendige Interlokutoren des Diskurses begreift. Das Kommunikationsmodell in EV ist so gestaltet, dass es von der alltäglichen Kommunikationssituation des Gesprächs zwar ausgeht, in dieser aber bereits den Zugang des Interpreteten und spezieller des Theoretikers ansiedelt und das Gespräch letztlich auch nicht nur als Dialog allein aufzufassen ist. Selbst Publikum und ähnliche mehr oder weniger disparate Gruppierungen als Funktoren sind denkbar. Das Modell ließe sich daher auch auf Medienanalysen anwenden.¹⁹ Erste, zweite und dritte Person sind sozusagen in das Modell integriert. Ursprüngliche Intentionalität spielt eine relationale Rolle in der Situation, da Kommunikation als Handlung – um keine andere geht es hier – darauf basiert, dass Intentionalität von den Beteiligten gegenseitig zugeschrieben und dem Tun attribuiert wird. Die Interpretationsebene ihrerseits wiederum schreibt den interpretierten Akteuren zu, sich gegenseitig Intentionalität zuzuschreiben. Etwas allgemeiner und vom Sprechakt abgesehen kann auch gesagt werden, dass Interaktionspartner davon ausgehen, dass das jeweilige Gegenüber intentional ist, was die Interpretation auch einfacher Aussagesätze wesentlich beeinflusst. Es macht beispielsweise einen Unterschied, ob ich seine Behauptung als Festlegung des Sprechers auf eine Beobachtung oder als Berufung auf die Beobachtungsautorität eines anderen interpretiere, um bei einer einfachen Variante zu bleiben. Die EV enthält ihr Kommunikationsmodell gewissermaßen als Supplement, welches zur Fundierung der Theorie dringend benötigt wird, doch es ist wohl nicht Ziel des Textes, ein solches Modell um seiner selbst willen zu entwerfen. Das Modell gilt unter der Annahme, dass Kommunikation möglich und zugleich eine 1:1-Übertragung von Bedeutung unwahrscheinlich ist. Es beantwortet nach eigenem

Anspruch die Frage, wie Bedeutung aus Kommunikation heraus verstanden und explizit gemacht werden kann und als Fundament der Theoriebildung funktioniert. Diese Herangehensweise ist nicht selbstverständlich und wurde in der jüngeren Geschichte der Pragmatik unterschiedlich gelöst.

Pragmatik-Theorien sind vor das Problem des methodisch angemessenen Umgangs mit der Differenz von Handlung und Handlungsbeschreibung gestellt, insoweit der methodisch selbstreferentielle Aspekt (auch die Theoriebildung ist Handlung) zum Ausdruck kommt. Dies gilt umso mehr dann, wenn ein solcher Ansatz im Sinne des linguistic turn (Rorty 1997) gesprochene Sprache und nicht mentale Zustände oder anderes als Ausgangslage setzt.²⁰ Sprachanalytisch zu bedenken ist hier der Wechsel zwischen der ersten Person Singular (selten auch Plural)²¹ und der dritten Person Singular. Eine raffinierte Lösung dieses Problems wird in Brandoms EV direkt in das Kommunikationsmodell integriert. Die Theorie ist im Kern relational. Daher geht sie davon aus, dass wir erstens essentiell und nicht nur akzidentiell Sprecher sind und zweitens, dass

„Zuweisungen [attributions] intentionaler Zustände und gehaltvoller Sprechakte Hand in Hand gehen und keine von diesen unabhängig von ihrer Beziehung zu den jeweils anderen intelligibel ist. Eine relationale Auffassung kann also die Möglichkeit des Sprechens als wesentlich für die Intentionalität ansehen“ (EV: 231).

Mit dem Problem separater Erfassung des ansonsten aber unmittelbaren Handlungsaspektes ist nicht erst Brandom konfrontiert. Ein ganz kurzer Blick auf Austins Harvard-Vorlesungen von 1955 (Austin 1962) lohnt zur Schärfung des Profils der EV. Bereits für das Konstrukt des performativen Sprechaktes betont John L. Austin die unmittelbare Ich-Bindung des Handlungsaspektes der sprachlichen Äußerung (erste Person Singular Indikativ Präsens Aktiv), wobei der Sprecher die eigene Handlung selbst benennt oder benennen kann und mithin das Verfügen über den normativen Aspekt seines sprachlichen Tuns als soziale Handlung zum Ausdruck bringt. Etwas lax ließe sich sagen, dass es aus diesem Grund naheliegend ist, Pragmatik eher in der Präsenz der Situation wurzelnd zu begreifen und Semantik (und das Propositionale) eher abstrakter und situationsübergreifender. Bekanntlich verfolgt schon Austin mit dem Begriff der Illokution noch in derselben Vorlesungsreihe schließlich einen anderen Gedanken, indem er diese ebenfalls als von der Situation abstrahiert definieren möchte.²² Für die performativen Akte jedenfalls sind deklarative Akte und kommissive Handlungen paradigmatisch geworden. Die Deklarativa schaffen soziale Tatsachen etwa mit der Formel *ich taufe dich*. Die Kommissiva sind natürlich paradigmatisch geworden in selbstverpflichtenden Handlungen des Versprechens mit der explizit performativen Formel *ich verspreche, dass*. Solche sprachlich durchaus standardisierten Konstruktionen zeigen eine Kenntnis der normativen Dimension der Handlung des Sprechers an, was den Gedanken nahelegt, dass eben deshalb diese Handlungsaspekte doch auch eine abstrakte, zur Sprache gehörige, allein in der Situation erkennbare Seite haben. Neben der Handlung vollzieht die Sprecher-Person zugleich auch eine Hand-

lungszuschreibung an sich selbst. Zwar sind bekanntermaßen Zweifel berechtigt, ob denn die Handlungsaspekte der Kommissiva *ich verspreche, dass* und *ich bin morgen um zehn bei dir* tatsächlich identisch sind, oder ob nicht vielmehr die Benennung des Aktes noch eine Handlungsmodifikation ins Spiel bringt, doch soll dieses Problem hier nicht weiter interessieren. Entscheidend ist vielmehr, dass dieselbe Konstruktion auch in der Modifikation zur dritten Person Singular funktioniert. Während in der ersten Person eine unmittelbare Aussage über die Intentionalität des Sprechers gemacht wird (Autorität der ersten Person)²³, geht diese Rechtfertigung durch Unmittelbarkeit beim Wechsel in die dritte Person verloren. Zu dieser Autorität gehört auch die Zuschreibung, dass der Sprecher über das zugrundeliegende Wissen verfügt (als das Wissen-Wie). Hier liegt zugleich der tiefere Grund, warum zur vollständigen Erfassung des ich-gebundenen Handlungsaspektes schließlich auch das Präsens zu nennen ist. Wechselt der Sprecher in die Handlungsbeschreibung seiner eigenen, früheren Äußerungen, geschieht dasselbe wie beim Wechsel von der ersten in die dritte Person. Die Unmittelbarkeit der Intentionalität ist verschwunden (oder vielmehr durch eine neue, wiederum unmittelbar handlungsbegleitende oder -konstituierende ersetzt).

3.1 Das Kommunikationsmodell: Signifikanz

Für den pragmatistischen Zugang ist nun entscheidend, ob der ursprünglichen Intentionalität und den mentalen Zuständen, die für sie charakteristisch sind, eine zentrale Funktion zukommen sollte oder nicht.

In Brandoms Kommunikationsmodell ist das Problem so gelöst, dass es an sich in zwei Bausteine unterteilt ist. Zuerst gehen demzufolge Interakteure gegenseitig davon aus, dass sie intentional, über Normen verfügende und im Sinne von Normen handelnde, sich mit der Äußerung festlegende und zu Schlussfolgerungen autorisierende Interlokutoren sind, die Absichten verfolgen und gemäß handlungspraktischen Normen ihre Ziele auch umsetzen können, die aber auch über die Bedeutung ihrer Äußerung verfügen. Das umfasst den propositionalen Gehalt und inferentielle Anschlussmöglichkeiten. Zudem gibt es die Funktion der Interpretation einerseits und schließlich sogar die noch spezifischere Ebene des Theoretikers²⁴ (EV: 884ff.), so dass bei der so genannten Kontoführung prinzipiell mindestens drei Perspektiven im Spiel sind.

„Die Kraft einer Äußerung, die Signifikanz eines Sprechaktes ist anhand des Unterschieds zu verstehen, den sie für die Festlegungen und Berechtigungen macht, die von verschiedenen Gesprächspartnern eingegangen werden – also in Begriffen der Veränderung der deontischen Kontoführungseinstellungen, die sie ja stützt. Ja, deontische Status sind einfach als Weisen zu verstehen, solche Konten zu führen. Die paradigmatische Art des Sprechakts, das Behaupten, wird so spezifiziert, dass es die Signifikanz des Eingehens einer Festlegung hat (und damit die Lizenzierung von Zuweisungen dieser Festlegung), des Genehmigens oder Autorisierens, weitere solche Festlegungen einzugehen, und der Übernahme einer bedingten Leistungs-Verantwortung, die Berech-

tigung zur eingegangenen Festlegung nachzuweisen, sollte diese auf angemessene Weise in Frage gestellt werden“ (EV 281f.).

Zu dieser Art der Interpretation ist also beispielsweise solch ein Unternehmen wie das Brandoms selbst zu zählen, aber nach meiner Einschätzung ließe sich auch Metakommunikation als interpretierende Kommunikation über eine jeweilige Kommunikation dazu zählen. Brandom bringt das Projekt auf die Formel, er wolle zeigen, was es heißt, jemanden (einen Sprechenden also) als einen von uns zu behandeln. Das heißt, wir interpretieren uns gegenseitig als solche, deren Umgang mit anderen Dingen und miteinander etwas für uns in einem besonderen und charakteristischen Sinne bedeute, dieser besondere Umgang habe für uns jeweils begrifflichen Inhalt, wir verstehen ihn in einer bestimmten Weise (EV: 37). „Wir sind diejenigen, für die Gründe bindend sind, die der eigentümlichen Kraft des besseren Grundes unterliegen“, was vernünftig sein heiße und bedeute, wir seien der Kraft des (rationalen) Sollens (normativ) unterworfen, wir sind die, die der Autorität von Gründen unterworfen seien (EV: 37). Kurzum: Mindestens zwei Akteure werden in der Kommunikationssituation zu solchen, weil sie sich gegenseitig Intentionalität zuschreiben. Sie betrachten einander als an dieselbe Art der Rationalität gebunden oder dieser verpflichtet. Die Rationalität wiederum resultiert aus dem, was Brandom inferentielle Gliederung nennt. Genau deshalb ist nach seiner Einschätzung die Behauptung die kleinste Zeicheneinheit, für die wir Verantwortung übernehmen, denn erstens besitzt sie eine Urteilsstruktur und ist mithin propositional gegliedert und zweitens resultiert daraus, dass auch eine einzelne Behauptung als grundsätzlich sequentielles Element begriffen werden kann.

Begrifflich-semantische Relationen lassen sich bereits daraus ableiten. Nehmen wir als Beispiel die Konversität von Verben. Wird eine Assertion logisch in ihre propositionalen Elemente aufgegliedert, bleiben zwei Teile: $f(x)$. Es bleibt das Element der Bezugnahme oder nach logischem Verständnis die Referenz (x) und der prädicierende oder dazu eine Aussage beifügende Teil, der logisch auch als Funktion f oder genereller Terminus bezeichnet wird. In der Satzstruktur des Deutschen oder Englischen gehört zur Formulierung des generellen Terminus immer ein Verb. Es ist sicher kein Zufall, dass viele Beispiele aus einfachen Konstruktionen mit dem Kopulaverb *sein* bestehen. Bei Brandom etwa ist ein gut ausdiskutiertes Beispiel auf der Basis „... ist der Erfinder der Zweistärkebrille“ gebildet (BB: 180ff.). Für die syntaktische Funktion des Verbs und den daraus resultierenden Beitrag zur Prädikation der Proposition des Satzes allerdings sind konverse Verben anschaulicher. Behauptet ein Interlokutor, *Franz hat sein Boot verkauft*, dann ist als unmittelbare Inkompatibilitätsbeziehung *kaufen* sozusagen erster Lizenzgeber. Das heißt, aus der Behauptung ist kein weiterer Interlokutor berechtigt oder autorisiert, seinerseits anderen gegenüber zu behaupten, *Franz hat (s)ein Boot gekauft*, weil *kaufen* und *verkaufen* ein und derselben Sache bezogen auf ein und dasselbe Referenzobjekt zugleich unmöglich sind. Aber andererseits ist mit der Behauptung eine inferentielle Signifikanz verbunden, die zu einer weiteren Behauptung autorisiert. Das könnte näherungsweise so etwas sein wie *Walter hat das Boot von Franz gekauft*, was

wiederum weitere diskursive Verlaufsmöglichkeiten eröffnet, die wiederum inferentiell gegliedert sind. Wenn beide Interlokutoren der Behauptungssituation mit der Äußerung des Satzes *Walter hat das Boot von Franz gekauft* um den desolaten Zustand des Bootes von Franz wissen und beide wissen, dass Walter es auch weiß, dann bieten sich unter Umständen wiederum solche materialen Vorgaben an wie *Wenn einer ein desolates Boot kauft, dann zahlt er wenig* oder *Wenn einer ein desolates Boot kauft, dann ist er dumm* oder ähnliche Konditionale. Genauso gut wäre es aber möglich, dass beide unterschiedliches Hintergrundwissen haben, was wiederum einen anderen Verlauf erwarten lässt. Über solches begriffliches Wissen aber (zu dem hier die Verben beitragen) muss man verfügen, um ein Sprecher einer Sprache zu sein. Wie auch immer eine tatsächliche Situation verlaufen würde, der propositionale Kern und die integrierte Begrifflichkeit etwaiger Behauptungen sorgen dafür, dass die Konversivität der Verben des obigen Beispiels rational zugänglich ist, Verständigung über lizenzierte oder auch sanktionierte Inferenzen möglich sind. Darin ruht der Keim der Sprachtheorie Brandoms.

3.2 Das Kommunikationsmodell: Intentionalität

Ist Intentionalität ein besonderes geistiges Merkmal menschlicher Kommunikation? Brandom würde vermutlich mit dem Ansatz aus EV und daraus resultierenden Konsequenzen anders argumentieren: „Nur intentionale Systeme können für das Verhalten anderer intentionale Erklärungen vorbringen“ (EV: 111). Es gelte daher die Intentionalität erster Klasse zu verstehen. Über diese verfügt, wer Intentionalität und intentionale Einstellungen wie Überzeugungen und Wünsche zuweist – in kommunikativen Prozessen. Intentionalität zweiter Klasse ist dann die zugewiesene Intentionalität, die zur Erklärung und zum Verstehen herangezogen wird – ebenfalls in kommunikativen Prozessen. Intentionalität ist mithin in dieser Sichtweise prinzipiell an Explikation gebunden, und zwar an ganz besondere Arten der sprachlichen Explikation. Es geht um Verhaltensverstehen unter der Prämisse der Intentionalitätszuschreibung. Intentionalität ist folglich nicht nur als begriffliche Amalgamierung aus Bewusstsein oder Aufmerksamkeit und Absicht zu verstehen, sondern gerät in den Bereich von Gemeinschaft und Norm, Sprache und Inferenz. Darin ist eine deutliche Festlegung enthalten, dass sprachlich-intentionale Zeichenäußerungen anders zu verstehen sind als natürliche Zeichenemissionen. Mit dieser Fokussierung auf Rationalität ist der menschlichen Kommunikation ein herausragendes Merkmal zugewiesen, nicht nur der Sprache.

Der diskursive Verlauf im Anschluss an eine Behauptung (oder jeden anderen Sprechakt) ist im Horizont von EV als prinzipiell öffentlich und tendenziell offen zu verstehen. Umgekehrt ließe sich fragen, wie denn angesichts solcher Offenheit dennoch Kommunikation möglich ist. Dafür sind die Signifikanzen da. Die inferentielle Signifikanz ist eben in ihrer Kernstruktur am Beispiel der Verben *kaufen-verkaufen* kurz angerissen worden.²⁵ Etwas außerhalb der Diktion Brandoms könnte man sagen, der geäußerte Satz erhält seinen Zeichencha-

rakter in einer Situation aufgrund mehrerer Faktoren, von denen einer die inferentielle Signifikanz ist, die sich der Propositionalität einerseits und der Begrifflichkeit andererseits verdankt. Die inferentiellen Anschlussmöglichkeiten sind nicht fest oder gänzlich frei, sondern bewegen sich in einem normativen Rahmen. Insofern der Satz als Äußerung fungiert, erlangt er seine pragmatische Signifikanz, er ist also gleichsam ein Zeichen. Das Spiel mit den deontischen Punkteständen meint nun, dass alle Interlokutoren bestimmte aber wechselnde Festlegungen und Berechtigungen auf ihrem Konto verbucht haben, über die sie selbst, sie selbst gegenseitig und mögliche andere, zusammengefasst als Interpretation, kontoführen. Kontoführung ist mithin perspektivensensibel.

Zeichen werden in Brandoms Werk EV von einer bestimmten Größenordnung her verstanden: von der Urteilsform. Das ist nicht selbstverständlich, geschieht jedoch in guter Tradition der Analytischen Philosophie und Ordinary Language Philosophy. Allerdings lässt sich argumentieren, dass mindestens ein weiterer Zeichentyp latent vorhanden ist, der von Brandom als Signifikanz bezeichnet wird. Demnach haben sprachliche Äußerungen in Situationen aufgrund sozialer Konstellationen und vor der fraglichen Äußerung geschehener sprachlicher Ereignisse vor der fraglichen Äußerung Signifikanz, die sich wiederum in zwei verschiedene Arten unterteilt: normative und pragmatische Signifikanz. Letzteres betrifft die Angemessenheit von Handlungen allgemein, angemessene Folgen eines Tuns und die Beschreibung mit deontischem Vokabular, wie es bei Brandom häufig heißt. Damit sind im Deutschen üblicherweise Modalverben wie vor allem *sollen* gemeint (EV: 56). Eine normative Signifikanz werde „einer nicht-normativen Welt übergeworfen wie ein Mantel über eine Nacktheit, und zwar von Handelnden, die Präferenzen ausbilden, Anweisungen geben, Vereinbarungen treffen, loben, tadeln, hochschätzen und beurteilen“ (EV: 97). Aus semiotischer Sicht vielversprechend ist Brandoms EV nun deshalb, weil er an der Herausbildung derartiger Konventionen interessiert ist. Es darf nie vergessen sein: hier handelt es sich um Grundagentheorie. Anders als beispielsweise aus strukturalistischer Perspektive werden herausgebildete Konventionen nicht als differenzielle Werte in einer netzartigen Struktur verstanden, sondern als diachronisch beweglich und veränderbar, die Sequenzialität des Gesprächs ist prinzipiell impliziert.

Obschon die Urteilsgröße als kleinstes Zeichen der Betrachtung angesetzt wird, erzeugt dies automatisch eine syntaktische Minimalgröße des Zeichens in Form eines zunächst nur einfachen Aussagesatzes als Äußerung, die zugleich als Element einer Inferenz interpretiert wird, so dass – wenigstens potentiell – je nach Sachlage Prämissen oder Konklusionen als Begründungen hinzugezogen werden können. Wenn ein Gesprächspartner eine Autoreise ankündigt und vom unmittelbaren anderen Gesprächspartner (das sind die Interlokutoren) die assertive Informationskundgabe gesagt bekommt: *Die Autobahn ist gesperrt*, dann lässt sich die Relevanz der Antwort unterschiedlich analysieren. Wird die Erklärungslast der Sprecherintentionalität übertragen, dann braucht es bestimmte Voraussetzungen, damit der vom Sprecher intendierte Schluss erfolgen kann. Bekanntlich ist dafür erforderlich, dass die Interlokutoren kooperativ sind und sich gegenseitig Kooperativität zuschreiben. Die Ver-

letzung einer Kommunikationsmaxime gemäß Grice (1967/1987) kann mithin als intendiert erkannt, die Äußerung als relevant und dem gegenwärtigen Kenntnisstand des Sprechers gemäß verstanden werden. Es erfolgt ein Schluss auf eine nicht-natürliche, jedoch intendierte Bedeutung, zu erkennen daran, dass sie auch streichbar ist: *Die Autobahn ist gesperrt – Aber du kannst losfahren.* Der Schluss auf unausgesprochen Mitgemeintes wie *Du solltest besser nicht losfahren, wenn die Autobahn gesperrt ist* kann also (probehalber) aufgehoben werden. Derartige „Flaschenhalsinformationen“ (Levinson 2000) haben jedoch einen wesentlichen Nachteil darin, dass die Intention des Sprechers kein verlässliches, intersubjektivierbares Kriterium sein kann, ohne dass man in einen unentrinnbaren Zirkel gerät. Dies rührt wesentlich von Festlegungen darüber her, welchen Status *Repräsentation* in der Erklärungsreihenfolge einnimmt. Für den Pragmatisten Brandom kann Intentionalität als intentionaler Gehalt nicht die erste Position erhalten, sondern muss umgekehrt aus Norm und Kommunikation heraus verstanden werden. Für einen semiotischen Ansatz, dem der logische Schluss *Abduktion* an dieser Stelle theoretisch relevant erscheint, sieht das ganze inferentielle Konstrukt ohnehin etwas anders aus. Denn ein solcher Redebeitrag zur Autobahnsperrung wie im Beispiel eben kann wegen des überraschenden Charakters, den jede ungeahnte Information im Gespräch hat, sogar ohne Annahme eines Maximen- oder wohl nicht normverletzenden Erwartungsverstoßes auch als Anlass eines Abduktionsprozesses verstanden werden, der die gegenwärtige überraschende Äußerung im Verbund von imaginierter Prämisse und imaginierter Konklusion hypothetisch erklärbar macht. Eine derart gefundene Interpretationshypothese ist vorübergehend und im weiteren Verlauf eines Gespräches durchaus korrigierbar. Sie kann aber unterschiedlich ausfallen, je nachdem welcher Art die zugeschriebene Intentionalität ist.

Prämisse: Wenn eine Straße gesperrt ist, wird der Verkehr nicht fließen, Äußerung (*Autobahnsperrung*), Schluss: Also warte ich bis zum Ende der Sperrung.

Stellt sich der Interlokutor im weiteren Gespräch aber als Marketingleiter des unmittelbar benachbarten Flugplatzes heraus, kann sich die Rezeptionsfolge als korrekturwürdig erweisen, insofern sie eine Vermutung über die Intention des Sprechers impliziert, sie kann aber – und dieser Umstand ist zentral – für den Interpreten gültig bleiben. Wir erhalten also hier eine erweiterte theoretische Perspektive, die nicht auf einzelne Akte reduziert bleibt, sondern Sequenz- und Gesprächsgröße impliziert.

All das aber impliziert aus theoretischer Sicht nicht Schlüsse auf Intentionen derart, dass nur dann der Gehalt verstanden werden könnte, wenn die Intention „richtig“ verstanden wird – was immer richtig hier dann heißen würde.

„Ursprüngliche, unabhängige bzw. nicht abgeleitete Intentionalität ist eine rein sprachliche Angelegenheit. Der theoretische Primat sprachlicher Intentionalität läßt sich erst begründen, nachdem alles Material für die Analyse der repräsentationalen Dimension propositionalen Gehalts (und begrifflichen Gehalts überhaupt) zusammengetragen worden ist“ (EV: 221).

Genau das aber will Brandom tun, diese Bausteine zusammentragen.²⁶ Intentionalität wird normativ verstanden, nicht im Sinne kausal-funktionaler Ansätze und soll inferentiell verständlich gemacht werden.

4. Zeichen kommunikativ lernen – ein Zirkel?

Im Folgenden soll diese Perspektive kurz mit einer Herausforderung konfrontiert werden. Bedeutungen sind in diesem Sinne etwas, das im Diskurs besteht und innerhalb dieses Rahmens auch diskursiv herausgearbeitet – expliziert – werden kann. Dies gilt besonders auch für das Modell alltagspraktischer Diskurse. Wenngleich in EV in diesem Sinne des semantischen Inferentialismus eine sogenannte Bottom-up-Strategie der semantischen Explikation von der Behauptung zur inferentiell-diskursiven Verflechtung erkennbar ist, gibt es aber auch eine Erklärungsrichtung von der Proposition in Richtung Begriff – also zu sententialen Elementen. Brandom weist für den pragmatischen Ansatz jedenfalls eine Erklärungsstrategie zurück, die bei Begriffen ansetzte, die repräsentierend für die Gegenstände stünden (EV: 482). Sein Ansatz ist tatsächlich in einer bestimmten Hinsicht top-down gedacht, was dann sprachtheoretisch notwendigerweise im zweiten Schritt nicht gleich überzeugen kann.

“I am recommending a ‘top-down’ order of semantic explanation, which talks first about what sentences [sic!] express, and only later about the contribution that the presence of individual words makes to what sentences containing them express” (Brandom 2010: 332).

Was genau kann daran für den Spracherwerb im zweiten Schritt nicht gleich überzeugen?

Kaum jemand kritisiert die EV ähnlich drastisch wie Fodor und Lepore (2010) in ihrem Beitrag des Bandes *Reading Brandom*, in welchem die einzelnen Beiträge im zweiten Teil durch Stellungnahmen von Brandom ergänzt werden. Im vorliegenden Zusammenhang ist besonders folgender Punkt wichtig. Fodor und Lepore glauben, für Brandom sei ursprüngliche Intentionalität (original intentionality) in öffentlichen Sprachen enthalten, so dass die Intentionalität mentaler Zustände im gewissen Sinne abgeleitet sei (Fodor und Lepore 2010: 185). Wenn aber ursprüngliche Intentionalität in gesprochener Sprache (public language) enthalten sei, dann müsse es möglich sein, die Prozesse vollständig zu beschreiben, durch die ein Kind die Beherrschung einer Erstsprache erlange, ohne die intentionalen Zustände des Kindes in die Erklärung einzubeziehen (“including what he knows, believes, hypothesizes, observes etc.” (Fodor und Lepore 2010: 185)). Durch die gesamte Zuschreibungs- und Attributions-Dynamik von Intentionen innerhalb der Kommunikationsprozesse lässt sich mit Fodor und Lepore folgern, dass alle damit verbundenen konstitutiven linguistischen Kompetenzen nur denen verfügbar sind, die bereits über diese Sprache verfügen. Sie sagen es dort noch nicht, aber sie markieren hier einen Zirkel innerhalb des Ansatzes Brandoms, denn letztlich sei jede bei Kommu-

nikation ansetzende Theorie zum Zirkel verdammt (Fodor und Lepore 2010: 187). Ein Kind könne es nicht unternehmen, die Umgebungssprache durch die Untersuchung von Normen zu erlernen, durch welche Mitglieder der Gemeinschaft auf etwas festgelegt sind, denn *etwas unternehmen, untersuchen* und weitere sind intentionale Zustände (Fodor und Lepore 2010: 186), so dass diese Normen die Vermittlung des Erstspracherwerbs nicht leiten können.

Um diese Kritik vollständig nachzuvollziehen, muss kurz erläutert werden, wie hier Intentionalität interpretiert wird. Meist wird absichtsvolles, bewusstseinsfähiges Tun als Kern von Intentionalität identifiziert, so auch von Fodor (2008). Dieses Tun setzt aber konzeptuelles Denken voraus, welches doch eigentlich noch zu erlernen ist. Überdies müsste dieses absichtsvolle und also zielorientierte Tun bereits propositional gegliedert sein. Es wäre somit kompositional. In der Kritik Fodors und Lepores zeigt sich, dass diese Art der vorausgesetzten Intentionalität ohne mentale Konzepte zirkulär ist und folglich der Erwerb von Konzepten nicht sozial-kommunikativ erfolgen könne. Während Fodor vom Pragmatismus als seinem selbst gewählten Antipoden meint, dieser sehe Denken gegenüber Handeln fälschlich als sekundär an, könne ein Handlungsplan als Voraussetzung für eine Handlung unmöglich ohne konzeptuelles Denken bestehen, was vermutlich eine Variante desselben Argumentes ist. Denken als wahrheitsfunktionaler, an der Welt orientierter Prozess sei primär (Fodor 2008: 13). Dieser gänzlich andere Ansatz beginnt selbst mit der Überzeugung, es gebe semantische Grundkonzepte wie semantische Primitiva als zentrale Konstituenten einer Sprache des Denkens, unmittelbar relationiert zur Referenz. Aus dieser Perspektive wird jeder pragmatische Ansatz – nicht nur derjenige Brandoms – als “perhaps the worst idea that philosophy ever had” (Fodor 2008: 9) bezeichnet. Eine Annäherung zwischen concept-first- und communication-first-Positionen scheint unmöglich, denn der Pragmatismus ist per se nur für kommunikativ vergesellschaftete Wesen zu denken, nicht zuerst für ein einsames Ego, das sich zur Kommunikation anschickt oder auch nicht, während für den Konzept-Ansatz vor allem Notwendigkeit und repräsentationale mentale Konzepte den Keim allen Denkens bildet, auf den Verlass ist.

Während also letztlich von Brandom in EV tatsächlich das erwachsene Mitglied einer Sprachgemeinschaft in einer zugleich diskurshistorisch reifen und stabilen Sprache vorausgesetzt wird, ist nicht klar, wie jemand sozusagen von unten nach oben in sie hineinwachsen kann. Aus pragmatischer und zugleich semiotischer Sicht ist der interessanteste Zeitpunkt in der Sprachentwicklung der, ab dem Sprecherinnen zu Dekontextualisierung (Lang 2013: 147) fähig sind, in der sie also Rollen spielen oder Kochlöffel im Spiel als Telefon verwenden können. Aus dieser Perspektive stellt es sich so dar, dass Zeichen zunächst kontextgebunden erlernt und gebraucht werden, erst etwa im vierten Lebensjahr wird es offenbar möglich, sie spielerisch handelnd aus dem situativen Kontext herauszulösen – zu dekontextualisieren (siehe Andresen 2007). Erst muss gewusst werden, was eine *Mama* ist, welche Funktion sie innerhalb der Institution Familie hat, was sie darf, soll und kann. Es müssen einige konditional

formulierbare Regeln gewusst werden, wie: Wenn eine Frau eine Mama ist, dann macht sie ihrem Kind/ihren Kindern etwas zu essen; Wenn eine Frau eine Mama ist, dann kann sie ihrem Kind sagen, was es tun soll. Anschließend kann im Spiel die Rolle der Mama vom Kind im Wissen übernommen werden, tatsächlich nicht Mutter zu sein. Diese im eigentlichen Sinne semiotische Grundoperation erfolgt als gezieltes Als-ob-Spiel, das heißt als Regelveränderung auf Basis der Regelkenntnis, als Überschreitung der ursprünglichen kontextgebundenen Repräsentationsfunktion. Für Nelson (2007: 171f. und 210ff.) ermöglicht und bedeutet erst dies den Schritt in die Gemeinschaft (of minds).

Somit erhalten die jeweiligen Elemente – ganz gleich ob Worte oder Dinge – ihre semiotische Qualität des Stehens-Für im spezifischen Sinne Brandoms, weil erst dann die inferentielle Gliederung möglich wird. Wegen der Ontogenese aber kann die Meisterung der Sprache bei Kindern bis etwa zum vierten Lebensjahr nicht in gleicher Weise rational sein wie beim Subjekt mit abgeschlossenem Spracherwerb, sondern Rationalität kann lediglich ein Ergebnis des Erwerbsprozesses sein. Mit dieser im Verlauf des vierten Lebensjahres iterativ erwachsenden Fähigkeit zur rekursiven Sprachbewusstheit entsteht offenbar die Voraussetzung, Schriftsprache als ein meta-repräsentationales System zu erlernen. Wird dieser Gedanke verfolgt, muss wohl der Schluss erwogen werden, dass Spracherwerb und die von Brandom hauptsächlich fokussierte Ausbildung von Rationalität als die Meisterung von Begriffen nicht synchron verlaufen können, was den theoretischen Ansatz vor erhebliche Probleme stellen könnte. Mir scheint, dies ist eine etwas genauere Einordnung des zuweilen etwas polemisch wirkenden Argumentes Fodors und Lepores: Kann also ein solches rationales, auf Kommunikation fußendes Modell überhaupt funktionieren, wenn man annimmt, dass Kinder auch vor der Phase der Fähigkeit zur Dekontextualisierung bereits ihre Sprache sprechen? Ein Ansatz, der von mentalen Repräsentationen von Begriffen ausgeht, hat es da zunächst viel leichter. Vor allem aus dem Verfügen über Kausalrepräsentationen dürfte ein schwer zu widerlegendes Argument werden. Wie aber reagiert Brandom selbst auf die Einwürfe?

Zunächst stellt er heraus, der Blick auf Intentionalität in EV sei relational (Brandom 2010: 334), Sprache und Denken seien koexistent im Individuum. Die diskursive Praxis aber laufe längst, das Individuum wachse in sie hinein, sie sei der Instantiierung von Gedanken vorgängig, sei also vorgängig für diskursive Intentionalität und spezifische propositionale Einstellungen. Die Rede von Intentionalität (Fodors und Lepores und auch in EV) sei eigentlich nicht feingliedrig genug, um die Diskussion über Spracherwerb (coming into language) zu rechtfertigen.

“My story presupposes a lot of practical intentionality: the capacity to direct oneself towards (be ‘onto’) things in all the ways that the more capable sort of prelinguistic creatures can do. My picture is that the young ones have to catch on to various social properties, acquire a good bit of practical know-how about what we do and do not do, what is fitting and appropriate, without yet having (being able to deploy) concepts such as appropriate” (Brandom 2010: 334).

Die umgekehrte Blickrichtung auf den Erwerbsprozess darf nicht vergessen werden. Man wächst auf in einer diskursiven Umgebung, in der relevante Andere permanent Auskunft darüber geben, in welcher Weise das eigene Verhalten evaluiert wird, welche Folgereaktionen es gibt, wann eigenes Wirken Folgen hat und wann nicht. Man wächst in eine sozial-semiotische Umgebung, in eine kontinuierliche Semiose hinein, in der es nicht allein Sprache gibt und die aus ständiger Rückmeldungs-dynamik (Zeichen) besteht. So schreibt Stekeler-Weithofer (2011: 359) mit etwas anderer argumentativer Stoßrichtung, die primäre Identität und Unterscheidung von Dingen sei nicht rein verbal, „sondern in erster Linie praktisch bestimmt, und zwar zunächst im Rahmen unseres gemeinsamen Umgangs mit Dingen im präsentischen Anschauungsraum.“ Wir sind von Beginn an in einer sozialen aber eben auch breiteren semiotisch vermittelten Lebenswelt. Dazu, so Brandom weiter, gehöre aber auch, dass die soziale Umgebung einen erst spät (auch Brandom wählt als Beispiel das Alter von vier Jahren) als verantwortlich für Äußerungen behandelt, was sich etwa durch Rückfragen nach Gründen für eine jeweilige Äußerung zeige (*Warum glaubst du, dass es so und so ist?*). Das Kind bekommt allmählich einen anderen sozialen Status, wird allmählich als auf etwas festgelegt behandelt, so dass die Last des Erwerbs des sozialen Aspektes der Intentionalität eben gerade nicht beim Individuum allein liegt. Erst allmählich werden Kinder in dieser Phase auch als rational Handelnde interpretiert. Der Irrtum Fodors und Lepores liegt vermutlich dort, wo sie unterstellen, der Pragmatist setze Intentionalität als Startpunkt und tilge dies zugleich. Solch einen gibt es aber aus pragmatischer Sicht nicht – das Bild ist relational-semiotisch. Ursprüngliche Intentionalität ist also nur in der Weise abgeleitet, dass Intentionalität anderer nur zeichenvermittelt verfügbar ist, dies vorzugsweise diskursiv.

5. Reden über andere

Die folgende kurze Skizze soll im Sinne eines Fazits verstanden werden. Hier ist für die nähere Zukunft unter dem momentanen Arbeitstitel *Sprechen über andere* Forschung geplant, die Brandoms Vorgaben im dargestellten Sinne aufgreift und die Untersuchung auf sprachliche Intentionalitätsattributionen nicht-propositionaler Art ausdehnt.²⁷

Wir sind also laut Brandom Zuschreiber von Intentionalität, gehen davon aus, dass uns Intentionalität zugeschrieben wird und dass all dies diskursiv geschieht. Dieser Prozess beeinflusst die Prämissen des Verhaltensverstehens anderer wesentlich, soviel dürfte außer Frage stehen. Brandom schlägt vor, intentionale Zustände „in Begriffen deontischer Status und (propositionaler) Einstellungen ihnen gegenüber“ zu verstehen. Damit verbindet er den Gedanken, dass

„die Konklusionen intentionaler Erklärungen im strengen Sinne normative und keine deskriptiven sind. Daher unterstelle man Überzeugungen und Wünsche (oder auch andere Wertungen oder Proeinstellungen) und schließt daraus nicht, daß der Handelnde in bestimmter Weise handeln wird, sondern dass er durch seine Überzeugungen

und Wünsche darauf festgelegt ist, dies zu tun, daß er im Lichte dieser anderen Einstellungen (rationalerweise) so handeln sollte“ (EV: 390).

All dies analysiert er ausgehend von nur einem einzigen diskursiven Zug, dem assertiven Sprechakt, der mit dem Verb *behaupten* kodifiziert ist. Im *Handbuch deutscher Kommunikationsverben* (Harras 2004: 39) ist *behaupten* gleich das erste lemmatisierte Verb in der Rubrik der Repräsentativa. Es bedeute, heißt es da, etwas zu sagen, das man für wahr halte, und kommunikativ bewirke dieser Sprechakt, dass der Hörer erkennt, dass der Sprecher den behaupteten propositionalen Gehalt für wahr halte. Als Beleg 5 (Harras 2004: 39) ist folgendes Beispiel angegeben: „Die Grünen behaupten, es gäbe solche Policen auf dem Markt (Frankfurter Rundschau 1998)“. Die Festlegung wird der Nominativphrase attribuiert und zugleich durch den Irrealis die Proposition als falsch markiert (de dicto). Eben wurden kurz die explizit performativen Akte gemäß Austin erwähnt, die die grammatische Struktur des eingebetteten Dass-Satzes bereits zeigen. Der Dass-Satz folgt der Konstruktion Personalpronomen (oder Name) + finites Verb: *Ich verspreche, dass p*. Mit solchen Konstruktionen werden in der dritten Person propositionale Einstellungen zugeschrieben: *Ina glaubt, wünscht sich, befürchtet, erwartet, dass p*. Attribuiert wird die Art der Festlegung auf eine Proposition. Brandom analysiert diese diskursiven Zuschreibungen genauer im Zusammenhang mit de re- und de dicto-Zuschreibungen und der Frage, wie ein Interlokutor Berechtigungen erlangt, diese oder jene propositionale Einstellung normativ richtig zuzuschreiben. Dabei handelt es sich schließlich um sprachliche Attribuierungen. Es müsste daher im Anschluss an Brandom auch möglich sein, mit Hilfe von Kommunikations- oder Sprechaktsverben sowie einigen anderen Verben Verhalten interpretativ intentionalitätsattribuierend darzustellen. Einfacher gesagt: Es muss diskursiv nicht nur möglich sein, den wegen des propositionalen Kerns triangulierbaren Fall der propositionalen Einstellung anhand von Äußerungen de re oder de dicto zuzuschreiben, sondern darüber hinaus als Diskurseingangszüge zu formulieren. Es läuft auf die Frage hinaus: Ist es alltagssprachlich möglich, auch mit Verben vor allem in der paradigmatischen dritten Person Singular oder Plural Indikativ Aktiv Intentionalität zu attribuieren, ohne dass die Äußerung eine Angabe des propositionalen Gehaltes und eine propositionale Einstellung enthält? Damit sind Personen mit Handlungspotenzial gemeint, die außerhalb der Ich-Du-Relation der Äußerungs-Situation stehen und von dort aus als relevante *Bezugsobjekte* benannt werden können.

In engeren Betracht kommende paradigmatische Beispiele wären *verstehen* (begreifen) und *zuhören* im Kontext von Rezeption und Gespräch. Denn beide Verben können in syntaktischen Konstruktionen ohne Nennung eines propositionalen Gehaltes auftauchen: *Er hatte ihn [nicht] verstanden* (Schumacher 2004: 803 [Beispiel leicht abgewandelt]) sowie *Das Publikum hörte dem Vortrag [aufmerksam und interessiert] zu* (Schumacher 2004: 869). In beiden Fällen müssen keinerlei Propositionen, Argumente oder Schlussfolgerungen genannt werden, die verstanden wurden und die während des Zuhörens gehört wurden. Dennoch legt sich der Sprecher im Sinne Brandoms auf etwas fest,

nämlich dass das Verhalten sich auf die Rezeption normativ-rationaler Zeichen-äußerungen richtet und folglich intentional sein sollte. Klar ist überdies aber auch, dass etwas verstanden wurde und dass im Falle des Verbs *verstehen* im Beispiel die Propositionalität dessen, was verstanden wurde implizit enthalten ist – nur eben die Propositionen selbst nicht. Beim Zuhören entfällt auch das. Die Sprecher der Beispielsätze (als signifikante Äußerungen) aber legen sich in beiden Fällen darauf fest, dass die zugeschriebenen mentalen Vorgänge intentional waren. Außerdem lizenziert der Sprecher als Interlokutor andere, die Behauptungen ihrerseits als Prämissen in Schlussfolgerungen zu nutzen, ja er autorisiert sogar andere, sich darauf festzulegen, dass er ihn verstanden hatte oder dass das Publikum aufmerksam zuhörte. In letzterem Fall lässt sich damit die Erwartung verbinden, dass eine beliebige Person aus dem Publikum auf Nachfrage aus dem Gedächtnis Gehalte der Sprechakte referieren oder sich gar auf manche festlegen kann, die Gegenstand des „aufmerksamen Zuhörens“ waren. Analog dazu ist bei *verstehen* (begreifen) zu erwarten, dass die propositionalen Gehalte des Verstehens erklärt werden können. Wenn dem Zuhören generell semantische Primitiva COGNIZER und EXPERIENCER als Basisprädikate zugewiesen werden, dann ist dies offenkundig nicht unterscheidend genug, um das Zuhören im Falle der Aufmerksamkeitsfokussierung auf Vogelgesang und demgegenüber auf Gespräche zu differenzieren. Es fehlt Intentionalität, die aber nicht per se Bedeutungselement des Verbs sein wird, sondern als allgemeines, verfügbares Element kontextabhängig inferentiell dazu kommen kann.

Die verhaltensbeschreibenden Äußerungen attribuieren Intentionalität und werden also im weiteren diskursiven Verlauf automatisch andere Inferenzen lizensieren, als wenn dies nicht der Fall wäre, zumal sich der Interlokutor auf Erklärungen festgelegt hat. Für die Festlegung auf diese Erklärungen übernimmt der Interlokutor die Verantwortung, sie liegt nicht bei der Person oder Personengruppe, deren Verhalten interpretiert wird. Dennoch werden an diese dritte Person zu richtende Erwartungen erzeugt: Das Verstandene sollte sie erklären können, das Gehörte sollte sie wiedergeben können. Bleibt zu ergänzen, dass diejenigen, denen Intentionalität attribuiert wurde, nicht interaktional gehandelt haben im Sinne von subjektiv-autorschaftlicher Tätigkeit und dennoch sind durch die Sprechakte anderer nun Erwartungen an sie gerichtet, die sie entweder annehmen oder zurückweisen können – sofern sie korrekt handeln wollen. Wenn aber offenbar kein unmittelbares sozial-interaktives Verhalten in den beiden kurz ausgedeuteten Beispielen attribuiert wird, kein absichtsvolles Handeln und auch nicht zwingend ein konkreter propositionaler Gehalt, was genau wird dann zugeschrieben? Vieles spricht dafür, dass es eine ganz bestimmte Art normbasierter, rationaler Semiose ist. Wer nicht zuhört, der vollzieht keine teilnehmende Semiose und aktiviert keine entsprechenden Vorstellungen, wer zuhört eben doch.

Anmerkungen

- * Für Durchsicht, Korrektur und vor allem anregende Kommentare zum Text während der Entstehungsphase danke ich Dörte Grunzig, Joschka Briese, Franz Januschek und natürlich meiner Mitherausgeberin Anne Reichold.
- 1 Der folgende Beitrag geht mit den deutschen Ausgaben der Werke Brandoms um, soweit diese verfügbar sind. Zwei Annahmen sind zur Rechtfertigung leitend: Erstens muss davon ausgegangen werden, dass die Übersetzungen der amerikanischen Originale im deutschsprachigen Raum eher rezipiert werden und erst die interessierte, forschende Tätigkeit vermehrt die Originale nutzt. Besonders dieser Artikel des hier vorgelegten Heftes der *Zeitschrift für Semiotik* ist nicht zuerst ein Beitrag zur Debatte des Werkes Brandoms, sondern bemüht sich um die Offenlegung möglicher Beziehungen zur Semiotik. Zweitens werden an Punkten, bei denen die Begriffsübersetzung aus wissenschaftlicher Sicht vielleicht diskussionswürdig ist, auch die Originalvarianten mitgenannt, so dass sich die Rezeption ein eigenes Bild machen kann.
- 2 Zum Vergleich Jäger (2002: 47): „In der Tat – dass der Sprachgebrauch als ein bloßes Derivat einer ihm zugrunde liegenden *Form*, eines *Systems*, eines *mental*en *Organs* aufgefasst werden müsse, ist eine Zentralannahme des linguistischen Strukturalismus/Kognitivismus: ‚Form‘ bzw. ‚System‘ oder ‚mentales Organ‘ fungieren dabei als Prädikate, durch die der eigentliche Gegenstand linguistischer Erkenntnis bestimmt sein soll, während die Gegenbegriffe ‚Substanz‘, ‚Gebrauch‘ und ‚Sprachverhalten‘ nur den epiphänomenalen Rest charakterisieren“. Weiter verweist Jäger auf die auf Chomsky zurückgehende Unterscheidung zwischen *external language* im Gegensatz zur aus dieser Sicht allein relevanten *internal language*.
- 3 Siehe dazu auch Reichold 2013 sowie Harendarski 2013.
- 4 Pragmatistisch heißt im weiteren Sinne, dass die Unhintergebarkeit des Sprechens (Diskurses) akzeptiert und zur methodologischen Voraussetzung gemacht wird, doch zugleich sollen Erklärungen wie etwa für die Bedeutungsfunktion sprachlicher Zeichen (Pragmatik und Semantik) erarbeitet werden. Der Zugang beansprucht, sich nicht auf eine – ihrerseits produktive und gut begründete – angewandte Pragmatik zu beschränken. Er schließt auch ambitionierte philosophische Ziele wie die Erarbeitung eines Verständnisses für *Geist* nicht aus. Daraus resultiert umgekehrt *keine* Setzung eines weitgehend an Zwecke gebundenen Wahrheitsbegriffs. Letztlich beruht der pragmatistische Ansatz darauf, dass methodische Wege gesucht werden, die den Zwang zur Setzung von mehr oder weniger axiomatischen Begriffen vermeidet. Angebote solcher Setzungen wären mentales Konzept, Wahrheit oder auch Überzeugung und unter geeigneten Voraussetzungen sogar Intentionalität. Wenn es überhaupt doch eine fundamentale Setzung des pragmatistischen Zugangs gibt, dann Relation. Insofern dürfte Pragmatismus (pragmatism) ein spezielles Feld der Pragmatik sein. Brandom selbst sortiert von John Dewey bis Richard Rorty tatsächlich nur bestimmte Philosophen als Pragmatisten ein. Siehe Brandom 2011.
- 5 Eine der wenigen Ausnahmen lautet: „Mich interessiert erstens die Kluft zwischen Natur und Kultur. In diesem Kontext können wir das Reich des Kulturellen mit Akti-

vitäten identifizieren, die entweder in der Anwendung von Begriffen beim Urteilen und Handeln bestehen oder derartige Kompetenzen voraussetzen. [...] Eines meiner vorrangigen Ziele besteht darin, die Konsequenzen eines bestimmten, demarkativen Prinzips für das so verstandene Reich der Kultur dazustellen und zu untersuchen. [...] Tatsächlich stellt die Entwicklung des Vokabulars der Naturwissenschaften (und jedes anderen) ihrerseits ein kulturelles Phänomen dar, etwas, das nur innerhalb des begrifflichen Horizonts intelligibel ist, den die Geisteswissenschaften [im amerikanischen Original deutsch] aufspannen“ (Brandom 2000: 50f.).

- 6 Siehe zur Illustration Barth und Sturm 2011 sowie Weiss und Wanderer 2010.
- 7 Siehe den Beitrag von Mueller in diesem Heft.
- 8 Tatsächlich kommen weder das Stichwort *sign* in der englischsprachigen Ausgabe MIE noch *Zeichen* in der deutschen EV eigens im Glossar vor. Auch darin darf eine Richtungsentscheidung gesehen werden. In der Übersetzung (EV: 140) heißt es dazu: „Diese Einsicht in die grundlegende Bedeutung des Urteils und damit der urteilbaren Gehalte ging bei Kant und seinen Nachfolgern verloren (man könnte sogar sagen, sie werde immer noch vermisst innerhalb – in einem weiten Sinne – semantischer Tradition wie der Semiotik oder dem Strukturalismus)“.
- 9 Siehe dazu auch die Ergänzungen von Kiesselbach in diesem Heft, insbesondere Fußnote 9.
- 10 Letztlich läuft es darauf hinaus, dass Kommunikation als sequentieller Prozess zu definieren ist, der zwar interpretatorische Variationen zulässt, durch supplementäre Kontiguität verschiedener Signifikanzen aber zu verlässlichen Handlungskonsequenzen führen wird/kann/soll/sollte. Dieses Modell lässt durchaus zu, abduktive Momente zu integrieren. Dadurch wird der interpretatorische Prozess jedoch nicht automatisch zum *Ratespiel*, bei dem auf der einen Seite die Zeichen als Formen mit systematisch-definitivisch klar umrissener Denotation stehen und auf der anderen Seite kaum zu begrenzende Interpretationen. Siehe auch die Diskussion in Keller (1995: 12) und Spitzmüller (2009: 469f.).
- 11 Barth und Sturm (Hrsg.) (2011).
- 12 Siehe Garz und Krammer (Hrsg.) (1994).
- 13 Siehe wiederum Wildgen (2009).
- 14 Genau diese Frage der Beliebigkeit ist in der Diskussion um Derridas Idee des Gleitens von Interpretant zu Interpretant kontrovers diskutiert worden. Siehe Eco (1990: 425ff.).
- 15 Zweifellos thematisiert Semiotik seit Peirce diesen Aspekt unter verschiedenen Gesichtspunkten etwa als Abduktion aber auch generell als Relation. Die Abduktion ermöglicht im Prozess der Hypothesenbildung das Überschreiten der partikularen Rekonstruktion einzelner Elemente eines Zeichenkomplexes zur emergenten, holistischen Zeichenkonstitution. Siehe Merrell (2005), siehe Carston (2002) aber auch Plümacher (2009).
- 16 Diese Äußerung Brandoms lässt sich auf vielfache Weise lesen. Bestimmt steckt dahinter auch eine nicht allzu intensive Beschäftigung mit dem Neo-Strukturalismus oder der Semiotik. Es reicht hier aber die Erkenntnis, dass sich aus der theoretischen Perspektive Brandoms die Dinge derart darstellen. Nicht unerwähnt bleiben soll jedoch, dass fast zeitgleich mit dem Erscheinen von EV im Original

1994 das ambitionierte fünf-bändige *Pragmatik. Handbuch des pragmatischen Denkens* von Herbert Stachowiak herausgekommen ist, das eine sehr starke Verflechtung des Zeichendenkens mit pragmatischem zeigt und das darüber hinaus nun gar nicht wesentlich anders ansetzt als EV. Lesenswert ist in diesem Zusammenhang bis heute das Einleitungskapitel von Stachowiak zum Band IV (siehe Stachowiak 1993: XVII–LXIII).

- 17 Es wäre durchaus an dieser Stelle einer gesonderten Untersuchung wert, einmal die Überlegungen zur Möglichkeit der Präsenz als Anwesendem und die Kritik daran bei Jacques Derrida mit dem Ansatz bei Brandom zu vergleichen. Beide scheinen mir näher beieinander, als Brandom wahrscheinlich gern akzeptieren würde.
- 18 Siehe auch den Artikel von Prien in diesem Heft. Prien stellt die Frage nach der Kommunikation wesentlich radikaler und zeigt auf, wie unter den theoretischen Voraussetzungen des Pragmatismus ihre Möglichkeit überhaupt fraglich werden kann.
- 19 Einen Versuch dieser Art stellt Harendarski (2011) dar.
- 20 Siehe Apel (1990: 13): „Die Frage läßt sich auch so stellen: Was ist fundamentaler (‘more basic’) für die Begründung einer Bedeutungstheorie: die im Sinne sprachlicher Konventionen fixierte Bedeutung von Zeichen oder die Bedeutung, die wir aufgrund unserer vorsprachlichen Bewußtseinsintentionalität den Zeichen verleihen, indem wir sie physischen Zeichenvehikeln auferlegen?“ Für Apel liegt die Antwort auf der Hand, denn es muss die intersubjektive Verständigung und mit-hin die semiotische Ebene sein. Mentale Fundierungen lehnt er ab.
- 21 Siehe den Sammelband von Schmid und Schweikard (2009).
- 22 Der Taufakt der Illokution geschieht in der achten Vorlesung (Austin 1962).
- 23 Siehe Davidson (2001).
- 24 Siehe dazu auch den Beitrag von Reichold in diesem Heft.
- 25 Siehe dazu genauer den Beitrag von Prien in diesem Heft.
- 26 Brandom setzt dies im achten Kapitel um. Dort geht es um die Frage, wie Gehalt und propositionale Einstellungen sprachlich attribuiert werden. Zur weiteren Thematik von Anaphora und de re- und de dicto-Zuschreibungen siehe den Beitrag von Mueller in diesem Heft.
- 27 Das Forschungsprojekt an der Europa-Universität Flensburg befindet sich unmittelbar vor der Antragsphase.

Literatur

- Andresen, Helga (2007), „Rollen, Regeln, Rätsel“. In: Helga Andresen und Franz Januschek (Hrsg.), *SpracheSpielen*. Freiburg i. Br.: Fillibach: 27–44.
- Apel, Karl-Otto (1990), „Ist Intentionalität fundamentaler als sprachliche Bedeutung? Transzendentalpragmatische Argumente gegen die Rückkehr zum semantischen Intentionalismus der Bewußtseinsphilosophie.“ In: Siegfried Blasche u.a. (Hrsg.), *Intentionalität und Verstehen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 13–54.

- Austin, John Langshaw (1962), *How to Do Things with Words*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. v. Savigny: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam. 2. Auflage 2002).
- Barth, Christian und Holger Sturm (Hrsg.) (2011), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis.
- Bateman, John A. (2013), „Dynamische Diskurssemantik als allgemeines Modell der Semiose“. *Zeitschrift für Semiotik* 35, 3–4: 249–285.
- BB: Siehe Brandom (2000).
- Bickes, Hans (1993), „Semantik, Handlungstheorie und Zeichenbedeutung“. In: Herbert Stachowiak (Hrsg.), *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Band IV. Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg: Felix Meiner Verlag: 156–187.
- Brandom, Robert B. (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing & Discursive Commitment*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer und H. Vetter: *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000).
- Brandom, Robert B. (2000), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer: *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001).
- Brandom, Robert B. (2008), *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press.
- Brandom, Robert B. (2010), „Reply to Jerry Fodor and Ernest Lepore's ‚Brandom Beleaguered‘“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom: On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 332–337.
- Brandom, Robert B. (2011), *Perspectives on Pragmatism. Classical, Recent and Contemporary*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Brandt, Peer Aage (2009), „Prägnanz, Resonanz und die Rolle fremder Intelligenzen. Überlegungen zur Neuro-Architektur der Wahrnehmung“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 105–113.
- Carston, Robyn (2002), *Thoughts and Utterances. The Pragmatics of Explicit Communication*. Oxford: Blackwell.
- Davidson, Donald (2001), „First person authority (1984)“. In: Donald Davidson (ed.), *Subjective, Intersubjective, Objective. Philosophical Essays Volume 3*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press. (Deutsch von J. Schulte: *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004: 21–40).
- Eco, Umberto (1990), *Il limiti dell'interpretazione*. Fabbri, Bompiani, Sonzogno: Mailand. (Deutsch von G. Memmert: *Die Grenzen der Interpretation*. München und Wien: Hanser 1992).
- EV: Siehe Brandom 1994.
- Felder, Ekkehard, Marcus Müller und Friedemann Vogel (2011), „Korpuspragmatik. Paradigma zwischen Handlung, Gesellschaft und Kognition Linguistik“. In: Ekkehard Felder, Marcus Müller und Friedemann Vogel (Hrsg.), *Impulse und Tendenzen. Korpuspragmatik – Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin und Boston: Walter de Gruyter: 3–30.

- Fodor, Jerry Alan (2008), *LOT 2 : The Language of Thought Revisited*. Oxford: Clarendon Press.
- Fodor, Jerry Alan und Ernie Lepore (2010), „Brandom Beleaguered“. In: Bernhard Weiss und Jeremy Wanderer (eds.), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge: 181–193.
- Garz, Detlef und Klaus Krammer (Hrsg.) (1994), *Die Welt als Text*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Grice, Paul H. (1967/1987), „Logic and Conversation.“ In: *Studies in the Way of Words*. Cambridge Mass., London: 22–41. (Deutsch von Paul Kussmaul: „Logik und Gesprächsanalyse“. In: Paul Kussmaul (Hrsg.), *Sprechaktheorie. Ein Reader*. Athenaiion: Wiesbaden 1980: 109–126).
- Harendarski, Ulf (2011), „Streitgespräch. Intentionalität und intervenierende Störung im Talkshowgespräch am Beispiel ANNE WILL – Benedikts Schweigen“. *Kodikas/Code. Ars Semeiotica* 2011, 34: 91–117.
- Harendarski, Ulf (2013), „Ist menschliche Informationsvermittlung ohne Kommunikation möglich? Probleme ‚kollektiver Intentionalität‘“. In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 227–240.
- Harras, Gisela u.a. (2004), *Handbuch deutscher Kommunikationsverben*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Jäger, Ludwig (2002), „Sprache als Medium de Geistes“. In: Sybille Krämer und Ekkehard König (Hrsg.), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 45–75.
- Keller, Rudi (1995), *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen, Basel: Francke.
- Krämer, Sybille und Ekkehard König (Hrsg.) (2002), *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lang, Barbara (2013), „Sprechen – Schreiben – und darüber nachdenken. Überlegungen zur Sprachbewusstheit am Übergang vom Vorschul- zum Schulalter“. In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 141–156.
- Levinson, Stephen C. (2000), *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge Mass. und London: MIT Press.
- Merrell, Floyd (2005), „Shouldn't we be surprised that we are not surprised when we should be surprised?“. *Semiotica* 153, 1–4: 85–100.
- Morris, Charles William (1938): *Foundations of the Theory of Signs*. Chicago: University of Chicago Press. (Deutsch von Roland Posner: *Grundlagen der Zeichentheorie*: München: Hanser 1972).
- Nelson, Katherine (2007), *Young Minds in Social Worlds. Experience, Meaning, and Memory*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Nöth, Winfried (2000), *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart und Weimar: J.B. Metzler. 2. Auflage.
- Plümacher, Martina (2009), „Prägnanz und Relevanz: Form und Formwahrnehmung“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 65–74.
- Rorty, Richard (ed.) (1967/1997), *The linguistic turn. Essays in philosophical method: with two retrospective essays*. Chicago: University of Chicago Press.

- Reichold, Anne (2013), „'Mindreading' im Kontext von Handlungszuschreibungen.“ In: Tatjana Zybatow und Ulf Harendarski (Hrsg.), *Sprechen, Denken und Empfinden*. Berlin: LIT Verlag: 215–225.
- Schmid, Hans Bernhard und David P. Schweikard (Hrsg.) (2009), *Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schumacher, Helmut u. a. (2004), *VALBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben*. Tübingen: Gunter Narr.
- Simon, Josef (1989), *Philosophie des Zeichens*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen (2009), „Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource“. In: Angelika Linke und Helmuth Feilke (Hrsg.), *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Berlin: Max Niemeyer Verlag: 459–489.
- Stachowiak, Herbert (1993), „Einleitung. Sprache – Zeichen – Form“. In: Herbert Stachowiak (Hrsg.), *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens*. Band IV. Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg: Felix Meiner Verlag: XVII–LXIII.
- Stöckl, Hartmut (2006), „Zeichen, Text und Sinn – Theorie und Praxis der multimodalen Textanalyse“. In: E. M. Eckkrammer und G. Held (Hrsg.), *Textsemiotik*. Frankfurt a.M.: Peter Lang: 11–36.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2011), „Das Einzelne und das Allgemeine – Normen des Richtigen und ihre Anwendung im Inferentialismus“. In: Christian Barth und Holger Sturm (Hrsg.), *Robert B. Brandoms Expressive Vernunft. Historische und systematische Untersuchungen*. Paderborn: mentis.
- Teubert, Wolfgang (2006), „Über den fragwürdigen Nutzen mentaler Konzepte“. In: Kristel Proost und Edeltraud Winkler (Hrsg.), *Von Intentionalität zur Bedeutung konventionalisierter Zeichen. Festschrift für Gisela Harras zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Gunter Narr Verlag: 289–325.
- Tietz, Udo (2004), „Normen, Regeln und Interpretationen. Robert Brandoms Projekt einer pragmatischen Theorie der Rationalität“. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 58: 80–103.
- Weiss, Bernhard und Jeremy Wanderer (eds.) (2010), *Reading Brandom. On Making it Explicit*. Abingdon: Routledge.
- Wildgen, Wolfgang (2009), „Die Prägnanztheorie als Basis der Semiotik René Thoms“. *Zeitschrift für Semiotik* 31, 1–2: 87–104.

Prof. Dr. Ulf Harendarski
 Seminar für Germanistik
 (Linguistische Pragmatik)
 Europa-Universität Flensburg
 Auf dem Campus 1
 24943 Flensburg
 E-Mail: ulf.harendarski@uni-flensburg.de